1,70 DM / Band 457
Schweiz Fr 1.60 / Österr. S 13.-

NEU



Die große Gruselserie von Jason Dark

Jagd nach dem Templer-Gold

Frankreich F 7,00 / Italien L 1600 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 140



Jagd nach dem Templer-Gold

John Sinclair Nr. 457

von Jason Dark

erschienen am 07.04.1987

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Jagd nach dem Templer-Gold

Als Kirche und Staat in einer gemeinsamen Aktion im Jahre 1314 die meisten Templer-Mönche töteten, heimsten Kaiser und Papst das Vermögen dieser Leute ein.

Sie hatten einiges bekommen, aber nicht alles. Im letzten Augenblick war es Templern gelungen, ihre Schätze in Sicherheit zu bringen, und zwar in alle Teile der damals bekannten Welt.

Jahrhunderte später suchte man diese Schätze, ohne zu ahnen, daß Templer-Gold auch manchmal den Tod bringen kann…

Der Tod war ihm auf den Fersen!

Gisbert Neumann konnte es noch immer nicht fassen. Es war einfach zu unbegreiflich. Wenn er das jemandem erzählt hätte, man hätte ihn ausgelacht oder in eine psychiatrische Klinik gesteckt.

Aber es stimmte. Es war so fürchterlich, so unheimlich, daß ihm nur eines geblieben war.

Die Flucht!

Fort aus dieser Gegend, wo das Grauen lauerte, das von ihm geweckt worden war. Er verfluchte sich selbst, weil er seinen Wagen so weit entfernt abgestellt hatte, daran war nichts mehr zu ändern.

Er mußte das Fahrzeug erreichen, noch bevor es ihn erwischte.

Mit langen Schritten jagte er durch das Gelände. Den Steinbruch hatte er zum Glück hinter sich gelassen. Wie ein Tier war er auf allen vieren den steilen Hang hochgekrochen, dann über die freie kiesige Fläche gehetzt und in den Wald eingetaucht, der jetzt zum Glück hinter ihm lag. Vor ihm befanden sich die Wiesen und Felder, weit im Westen sah man tagsüber die Berge des Odenwalds, doch sie waren in der Nacht nicht mal als Schatten zu erkennen, obwohl ein klarer, mit Sternen übersäter Nachthimmel wie ein prächtiges Gemälde wirkte.

Neumann beeilte sich noch mehr. Er wunderte sich selbst, woher er die Kondition nahm, aber die Angst weckte Kräfte in ihm, die er bisher nie für möglich gehalten hätte.

Der Tod war immer schlimm, das wußte er genau. Aber so wie er umkommen sollte, war es einfach fürchterlich.

Es hatte lange nicht mehr geregnet. Der Boden war trocken, an einigen Stellen, wo kein Gras wuchs, sogar staubig. Über einen kleinen Bach mußte er hinwegspringen, verschätzte sich mit der Entfernung und bohrte seine Füße in den schräg ablaufenden Bachhang.

Neumann kippte nach hinten, landete im Wasser, wühlte sich wieder hoch und kümmerte sich nicht um den Schlamm und die feuchte Algenschmiere, die an seiner Kleidung hing.

Sein Leben war ihm wichtiger.

Über einen Feldweg rannte er weiter, in den Traktoren tiefe Rillen gegraben hatten. Manchmal unterschiedlich hoch, auch mit Querrillen und Rinnen versehen, so daß Gisbert achtgeben mußte, nicht zu stolpern.

Die Strecke hatte er sich eingeprägt. Er würde bald eine Stelle erreichen, wo sich zwei Feldwege kreuzten. Der eine davon führte auf die asphaltierte Straße, und die wollte er fahren. Bis zur Autobahn brauchte er nicht mehr, obwohl er in Heidelberg Bescheid geben wollte, aber das konnte er auch telefonisch erledigen.

Allmählich merkte er die Schwäche. Es fiel ihm immer schwerer, seine Beine zu heben. Irgendwann sind auch die letzten Kraftreserven bei einem Menschen aufgebraucht.

Neumann hätte sich übergeben können. Vor seinen Augen bewegte sich die Umgebung. Der Feldweg verwandelte sich in ein tanzendes Band, das sich durch abgeerntete Stoppelfelder wand. Weiter rechts schaukelte der Wald hin und her.

Neumann konnte nicht mehr. Ohne es eigentlich zu wollen, fiel er in einen langsameren Lauf, so daß er schließlich nur mehr im Schrittempo weiterging.

Bei jeder Bewegung nickte sein Kopf auf und ab. Wenn er einatmete, schmerzten seine Lungen. Die Beine schienen mit schwerem Metall gefüllt zu sein, die verschmutzte Kleidung klebte am schweißüberströmten Körper. Als er den Schatten sah, schrie er plötzlich auf, bis er einen weiteren Schritt tat, gegen den Schatten fiel und feststellte, daß seine tastenden Hände über Blech fuhren.

Allmählich wurde ihm klar, daß er auf dem Schrägheck seines Autos lag.

Gisbert schluchzte vor Erleichterung. Er hatte es geschafft. Er war dem Grauen entwischt.

Endlich…

Wie ein gebrechlicher Mensch tastete er sich am Wagen entlang zur rechten Fahrerseite hin. Er atmete nicht, er keuchte. Seine Beine weigerten sich, das Gewicht des Körpers zu tragen, die Arme waren ebenfalls schwer, und seine Finger suchten vergeblich in der rechten Tasche der Jeans nach den Autoschlüsseln.

Bis ihm einfiel, daß er sie in seine linke Jackentasche gesteckt hatte, dauerte es fast eine halbe Minute. Dann vernahm er das helle Klimpern der Schlüssel und atmete auf.

Das Türschloß fand er natürlich auch nicht so schnell. Er war noch viel zu erschöpft und hektisch, doch als er schließlich hinter dem Steuer saß und die Hände vor sein Gesicht geschlagen hatte, schüttelte ihn die Freude durch.

Er hatte es überstanden!

Mein Gott, wenn er von seinem Fund berichtete, würde dies einen sagenhaften Staub aufwirbeln. Dann strömten die Reporter in Scharen herbei, und ausgerechnet er, Gisbert Neumann, ein Archäologe, der erst seit einem Jahr das Studium beendet hatte, hatte das gefunden, wonach viele inoffiziell suchten und die meisten nicht einmal daran glaubten.

Er startete.

Ein herrliches Gefühl war es für ihn, das Geräusch des Motors zu hören. Er hätte vor Freude schreien können, statt dessen schaute er in den Innen- und auch den Rückspiegel, um zu erkunden, ob sich der Verfolger tatsächlich zurückgezogen hatte.

Die sternenklare Nacht ließ eine gute Sicht zu. Zudem verdeckte kein Wald sein Blickfeld, und er glaubte tatsächlich etwas Helles, Goldenes

blinken zu sehen.

Der Schreck wühlte sich in seine Eingeweide. Neumann wurde leichenblaß, schaute noch einmal hin und atmete auf, denn diesmal sah er das Blinken nicht.

Gisbert startete.

Er war ein Mensch, der nie rasant fuhr. Doch jetzt kannte er kein Pardon. Der junge Archäologe prügelte seinen Wagen förmlich voran. Er nahm auch keine Rücksicht auf die Beschaffenheit des Weges, er mußte unter allen Umständen sein Ziel erreichen.

Die Scheinwerferstrahlen führten einen geisterhaften Tanz auf, wenn der Passat über Unebenheiten fuhr oder in Bodenwellen einsackte, wobei er kräftig durchgeschüttelt und die Stoßdämpfer bis an die Grenzen ihrer Belastbarkeit strapaziert wurden.

Zum Glück hatte er die schlechte Wegstrecke bald verlassen und erreichte die Bundesstraße, auf der Gisbert aufdrehen konnte. Der Passat hatte bereits sieben Jahre auf dem Buckel, der nächste TÜV-Termin drohte, und Neumann holte alles aus der Kiste heraus.

Raketenartig stieß er in die Finsternis der Nacht hinein, folgte mit seinen Blicken dem Lichtteppich der beiden Scheinwerfer und achtete darauf, ob die Fahrbahn frei war.

Nicht einmal eine streunende Katze oder ein Igel überquerten die Fahrbahn.

Er brauchte nur in den nächsten kleinen Ort, wo er sich in einem Gasthof einquartiert hatte. Ein gemütliches Haus, in der alten Zone gelegen, wo die Gassen noch schmal und winklig waren und man sie nur für Anlieger freigab.

Erste Tankstellen, Siedlungen, Gärten, zwei kleine Fabriken huschten schemenhaft vorbei. Schilder an den Rändern der Fahrbahn wiesen auf Geschwindigkeitsbegrenzungen hin, um die sich Gisbert Neumann nicht kümmerte.

Er jagte weiter und raste auch mit der gleichen Geschwindigkeit in den Ort hinein.

Auf der etwas breiteren Hauptstraße kam er noch zurecht, auch deshalb weil kein Gegenverkehr herrschte, aber die Straße schlug einen Bogen nach rechts, dort verengte sie sich auch, und schon bald wimmerten die Reifen des Passat über das alte Pflaster. Mit dem Heck brach der Wagen aus und streifte nur kurz einen abgestellten Lieferwagen, aber diese Berührung reichte aus, um bei beiden Wagen jeweils eine Beule zu hinterlassen.

Darum kümmerte sich Gisbert Neumann nicht. Er wollte nun in das Haus und sich dort verkriechen.

Weit hatte er es nicht mehr. Er tippte auf die Bremse, sah von links zwei Scheinwerfer, die in seinen Wagen schienen, huschte vor dem Fahrzeug noch entlang und schoß in die schmale Gasse hinein, die

bergab auf einen Torbogen führte, hinter dem ebenfalls eine Kurve lag. Die Häuser standen hier sehr dicht. Sie waren klein, schmal, dafür manchmal hoch und besaßen wunderschön restaurierte Fachwerkfassaden, wobei auf den Fensterbänken lange Blumenkästen standen, aus denen die bunte, schon leicht verblühte Pracht förmlich hervorquoll.

Haarscharf huschte der Passat an einem Opel Ascona vorbei. Wieder jaulten die Reifen, als der Mann stark auf die Bremse stieg, sein Fahrzeug nach rechts riß, wieder Gas gab, so daß er durch das offene Tor in den Hinterhof hineinschießen konnte.

Gisbert durfte an dieser Stelle parken. Er wohnte in dem Haus, zu dem der vom Scheinwerferlicht erhellte kleine Hof gehörte. Fast bis an die Hauswand lenkte er den Passat, stieg an der anderen Seite aus und öffnete die schmale Hintertür, um das enge Treppenhaus zu betreten. Seine Schritte hallten auf den Holzstufen wider. Es war ihm egal, ob andere Menschen gestört wurden, er mußte in sein Zimmer und unbedingt telefonieren. Von einer Zelle im Ort hatte er nicht anrufen wollen. Da hätte er sich wie auf dem Präsentierteller gefühlt.

Das Türschloß fand er auch ohne Licht, drückte seine Wohnungstür auf und lehnte sich von innen mit dem Rücken dagegen. Gisbert Neumann atmete noch immer heftig, aber die Erschöpfung war vorbei. Es ging ihm jetzt besser als auf seiner Flucht zu Fuß.

Das Zimmer war mittelgroß. Ein Vorhang teilte Naß- und Wohnbereich voneinander.

Neumann hatte es möbliert gemietet. Das Telefon stand auf einem wackligen Tischchen neben dem Bett. Er ließ sich auf die Matratze fallen, hob den Hörer ab und tippte die erste Taste, dann hörte er plötzlich das dumpfe Krachen.

Jemand hatte von außen gegen die Tür gehämmert!

Er saß starr. Fieberhaft drehten sich seine Gedanken. Neumann überlegte, wer es sein konnte. Die Wirtin bestimmt nicht. Die würde ihm erst am nächsten Morgen den Kopf wegen des Lärms waschen, den er bei seiner Rückkehr verursacht hatte.

Das Hämmern wiederholte sich noch einmal – und dann zerbarst die Tür in der Mitte.

Gisbert schrie, denn in den Raum jagte das Grauen!

***

Es war ein Goldbarren!

Jawohl, ein schwerer Barren aus Gold, der eigentlich hätte am Boden liegen müssen, doch er befand sich nicht nur oberhalb des Fußbodens, er flog auch durch den Raum und hatte sich Gisbert Neumann als Ziel ausgesucht.

Der junge Archäologe war unfähig, sich zu rühren. In seinem blassen

verschwitzten Gesicht wurden die Augen fast tellergroß vor Angst. Er hob noch die Hände zum Schutz, aber der Barren war stärker.

Brutal rammte er die Deckung des jungen Mannes zur Seite und hämmerte gegen Neumanns Kopf. Mit einer Ecke hatte er Gisbert an der Stirn erwischt. Es war ein harter Schlag gewesen, der nicht mehr ausgeglichen werden konnte.

Neumann fiel nach hinten auf das Bett. Dort krümmte er sich vor Schmerzen. Bewußtlos wurde er nicht, spürte aber, daß etwas Warmes aus einer Wunde an der Stirn sickerte und seinen Weg über das Gesicht fand. Der Kopf schien explodieren zu wollen, Gisbert holte saugend Luft und dachte trotz aller Widrigkeiten daran, daß er dem Grauen nicht entkommen war. Im Steinbruch hatte er die unglaubliche Lösung gefunden, und sie hatte ihn bis hinein in dieses Zimmer verfolgt.

Sein Gehör war noch in Ordnung, deshalb vernahm er auch die Schritte.

Sie waren nicht schnell gesetzt, eher langsam und schleifend. So ging jemand, der sich seiner Sache ungemein sicher war.

Welcher Sache?

Diese Frage bohrte sich in Gisberts Schädel. Kam jetzt jemand, um endgültig mit ihm abzurechnen? Seltsamerweise dachte er nicht daran, um Hilfe zu schreien. Das hier mußte er allein durchstehen. Im Haus wäre zudem niemand gewesen, der ihm hätte helfen können.

Neumann kämpfte sich hoch. Er hatte dabei seine Arme anwinkeln und sich mit den Ellenbogen aufstützen müssen.

Die fremde Person hatte das Zimmer betreten, war aber dicht hinter der Tür stehengeblieben. Neumann wollte kaum glauben, was er da präsentiert bekam.

Er wußte vom sagenumwobenen Odenwald, und diese Person paßte in diese Welt. Sie stand da, trug einen langen sackbraunen Radmantel um die Schultern, hatte den stechenden Blick eines Tyrannen und einen schwarzgrauen Bart, der aber die Lippen freiließ.

Dieser Mund hatte sich zu einem häßlichen Grinsen in die Breite gezogen. Es war das Zeichen des Sieges. Dieser Mann wollte gewinnen, und er hatte auch gewonnen.

Den Goldklumpen sah Gisbert nicht. Dafür orientierte er sich an dieser Gestalt, die sich nicht aus der Ruhe bringen ließ und mit gemessenen Schritten den Weg ging, der ihr vorgeschrieben war.

Ihr Ziel war das Bett.

Aus den langen Ärmelöffnungen drang eine Hand, deren Finger an knorrige Äste erinnerte. Sie stieß den jungen Archäologen nur leicht an, so daß dieser nach hinten kippte.

Sein Gesicht kam Gisbert vor wie ein kantiger Stein, den jemand mit Haar und Bart umrahmt hatte. Der düstere Blick versprach

Schreckliches, und die Worte des Mannes bestätigten es, als er sich zudem über den Archäologen beugte.

»Du wolltest hoch hinaus, Mensch und gewisse Geheimnisse ergründen. Manchmal aber ist es schlimm, wenn man so denkt. Für dich aber ist es nicht nur schlimm, sondern tödlich. Du hast dich um Dinge gekümmert, die im verborgenen bleiben sollen. Selbst Menschen des Mittelalters und der Zeit danach haben ihre Finger von diesen Dingen gelassen, die erst jetzt die Urständ erleben. Vergreife dich nie an Dingen, die zu hoch für dich sind. Da du es dennoch getan hast, mußt du die Folgen tragen. Das Gold, das Menschen Glück bringen soll, kann auch tödlich sein.«

Es *kann* tödlich sein!

Dieser Satz hatte für den jungen Archäologen wie ein Versprechen geklungen. Und wenn einer diese Nacht nicht überlebte, war er es.

Bittend streckte er einen Arm aus, mit dem anderen stützte er sich ab. Sein Gesicht geriet dabei in den Schein der einzigen Zimmerleuchte. Schweiß glänzte auf den Wangen. Der Magen war schwer wie ein Stein.

»Tun Sie es nicht!« flüsterte er mit einer ihm fremd klingenden Stimme. »Ich bitte, Sie, Mann, tun Sie es nicht. Ich verspreche Ihnen, daß ich meine Entdeckung für mich behalten werde. Ich tue alles, was Sie verlangen, aber lassen Sie mich leben…«

Der ungewöhnliche Fremde vor ihm schüttelte zweimal den Kopf.

Allein wie er ihn bewegte, sagte Gisbert alles. Das sah für ihn so endgültig aus. Er hatte nicht die Spur einer Chance und sah dann, wie der Mann an ihm vorbeigriff und seine langen, knorrig wirkenden Finger so elastisch bewegte, als bestünden sie aus Gummi.

Wo er hingriff, das erkannte Neumann nicht. Für einen längeren Moment sah er die Hand auch nicht. Als sie in seinem Blickfeld erschien, umklammerten die widerlichen Finger den Gegenstand, vor dem sich der Archäologe so gefürchtet hatte.

Es war der Goldbarren.

Ein schwerer Gegenstand, doch der andere hatte ihn mit einer spielerisch anmutenden Leichtigkeit gehoben und hielt ihn so, daß er direkt über dem Gesicht des Mannes schwebte.

Gisbert ahnte, was das bedeuten konnte. Der Unheimliche brauchte ihn nur fallen zu lassen und der Kopf wäre zerschmettert gewesen.

Er lachte. Rauh, grausam und zynisch zugleich. So benahm sich kein Mensch, so konnte nur der Tod lachen, und in den Augen des Eindringlings glänzte es grausam.

»Zu spät«, sagte er, als das Lachen abbrach. »Viel zu spät für eine Reue, junger Mann. Du hast zuviel gesehen, viel zu viel…«

Und er drückte zu.

Wieder bewegten sich seine knorrigen Finger. In ihnen steckte eine

übermenschliche Kraft, die den Barren nicht nur zusammenpreßte, sondern ihn gleichzeitig auch zum Schmelzen brachten.

Erste Tropfen bildeten sich an der unteren Kante. Gisbert ahnte, daß ihm ein grausamer Tod bevorstand, er wollte sich zur Seite rollen, aber sein Gegner besaß zwei Hände.

Mit der freien hielt er ihn fest.

Der Griff war wie eine Klammer, so hart und starr. Gisbert kam nicht mehr weg. Er konnte nur auf den ersten großen Tropfen starren, der so schwer wurde, daß er nach unten fiel.

Er traf sein Gesicht!

Ein Schlag, ein Schock, dazu die Wärme des flüssigen Metalls, das sich auf der Haut verteilte und auch die Augen nicht verschonte.

Gisbert konnte nichts mehr sehen, aber er wollte schreien. Die Hemmschwelle war plötzlich überwunden.

Die Hand legte sich auf seine Lippen. Sie erstickte die akustische Gegenwehr schon im Keim.

Und das Gold tropfte weiter.

Es tropfte auch noch nach unten, als die hektischen Bein- und Armbewegungen des Mannes schwächer wurden und er sich nicht mehr rührte.

Später ging der Mörder weg. Seinen rechten Arm hielt er gesenkt, von den Fingerspitzen fielen kleine Tropfen, klatschten zu Boden und zeichneten dort eine goldene Spur…

***

»Das ist er, Ralf, ja, das ist der Wagen!« Der Polizist drehte sich um und nickte seinem Kollegen triumphierend zu, als er sich in die Höhe schob. »Wie wir uns es gedacht haben.«

Wachtmeister Müller nickte. »Habe ich dir doch gesagt, Erich.«

»Okay, Ralf, den holen wir uns.«

Ralf Müller und Erich Bender standen im Hinterhof des kleinen Hauses und schauten an der dunklen Fassade hoch.

»Rührt sich nichts«, sagte Müller.

»Klar, der hat sich verkrochen.«

Die beiden Polizisten hatten den Wagen zwar gesehen, ihn aber nicht genau erkennen können. Wie ein Irrer war der Fahrer gerast, hatte noch einen Lieferwagen gerammt und war anschließend geflüchtet. Vielleicht hätten ihn die beiden Beamten schon früher erwischt, aber Müller hatte pinkeln müssen.

Jetzt konnte er ihnen nicht mehr entwischen. Die Männer kamen aus dem Ort, sie kannten an sich jeden Einwohner und wußten auch, wer welchen Wagen fuhr.

Dieser Passat jedoch war ihnen unbekannt. »Heidelberger Kennzeichen«, murmelte Bender. »Hast du ihn schon mal gesehen,

Ralf?«
»Nein.«
»Mist auch. Das kann ein Fremder sein.«
Müller hob unbehaglich die Schultern. »Ich werde immer nervös, wenn ich das Wort Fremder höre.«
»Wieso?«
»Denk an die letzten Wochen. Sprengstoffattentate, Bomben, Schießereien und so weiter.«
Benders Augen bekamen einen staunenden Ausdruck. »Denkst du, daß wir es hier mit einer konspirativen Wohnung zu tun haben?«
»Ich weise es zumindest nicht weit von mir.«
»Dann sollten wir Hilfe holen.«
Müller schüttelte den Kopf. »Nein, das machen wir allein. Ich will mich nicht lächerlich machen.«
»Einverstanden«, erklärte Axel Bender. Er tastete nach dem Griff seiner Waffe und öffnete die Lasche der Pistolentasche. Beide Männer wollten nicht mit gezogenen Schießeisen das Haus betreten, sie waren jedoch bereit, die Waffen so rasch wie möglich zu ziehen.
Auf das Licht verzichteten sie und tauchten ein in die Düsternis des engen Flurs.
Das Treppenhaus war eng. Staub lag in der Luft. Auch roch es nach kaltem Essen. In einer Wohnung nahe der Haustür rauschte die Wasserspülung. Ein trocken klingendes Husten folgte.
Dann schlug eine Tür, es wurde wieder ruhig.
Ralf Müller, der seine Stablampe gezückt hatte, hatte am Klingelbrett erkannt, daß ein ihm fremder Name mit Pappe in das zum ersten Stock gehörige Fach geklebt worden war. Die anderen Hausbewohner kannte der Polizist nämlich. Er wußte auch, daß die Besitzerin Zimmer zur Untermiete abgab.
Über die enge Stiege gingen die Polizisten hoch. Bei ihren Schritten bewegte sich das alte Holz, wenn es den entsprechenden Druck bekam. Auch das Geländer war nicht mehr so gut. Zu hart durfte man das Ding jedenfalls nicht anfassen.
Durch ein Fenster drang graues Nachtlicht, Romantiker hätten von Sternenlicht gesprochen. Die Polizisten waren froh, daß sich der blasse Ausschnitt im Treppenhaus bis zur Wohnungstür hin erstreckte.
Jetzt schaltete Müller seine Lampe ein. Der Strahl erfaßte nicht nur die Tür, er stach auch durch einen schmalen Spalt in den Raum hinein.
»Wieso steht die offen?« fragte Bender.
»Keine Ahnung.« Müller bewegte die Lampe, so daß sich dies auch auf den Strahl übertrug. Im Zimmer sah er etwas auf dem Boden glänzen. Auch Bender hatte es gesehen und gab einen leisen Pfiff von sich. »Das ist ja gut«, sagte er. »Sieht aus wie Gold.«

Müller schüttelte nur den Kopf. Er war sehr vorsichtig und zog seine Waffe. »Deck du mir den Rücken!« flüsterte er seinem Kollegen zu.

Auch Bender hatte seine Dienstpistole gezogen. Beide Polizisten holten noch einmal Luft. Sie wußten genau, wie sie sich zu verhalten hatten. Müller trat die Tür auf, sprang in den Raum, drehte sich sofort nach rechts und ging in Schußhaltung, während sein Kollege das Licht anknipste.

Nichts rührte sich.

Die Deckenleuchte, eine flache, staubige Schale, gab sehr wenig Helligkeit. Sie reichte allerdings aus, um die beiden Männer erkennen zu lassen, daß ihnen keine Gefahr drohte.

Trotzdem hatten sie das Gefühl, irgendwo anders zu stehen, nur nicht in der Realität.

Was die Goldspuren anging, hatten sie sich nicht getäuscht. Die Polizisten konnten sie auch innerhalb des Zimmers verfolgen, und zwar bis an das Bett heran.

Dort lag der Mann, der wahrscheinlich den Unfall verursacht hatte. Ralf Müller hatte sich zuerst gefaßt. Er flüsterte: »Meine Güte, das darf nicht wahr sein.«

Bender schluckte nur. Die Haut in seinem Gesicht war leichenblaß geworden, denn was die beiden Männer da zu sehen bekamen, war so unwahrscheinlich, daß sie nur die Köpfe schütteln konnten.

Der Mann lag auf dem Bett und rührte sich nicht mehr. Als Mensch war er noch zu erkennen, doch sein Körper war vom Kopf bis zum Fuß mit einer dünnen Goldschicht überdeckt.

Bis auf das Atmen der Polizisten war es still im Raum. Mit einer müde wirkenden Geste wischte Ralf Müller über seine Stirn. »Das ist wie in dem Film Goldfinger. Ja, wie im Bond-Streifen. Den hast du doch sicherlich auch gesehen – oder?«

»Klar…«

»Das Gold, das ist…«

»Wir werden gehen«, sagte Bender. »So schnell wie möglich. So etwas ist mir eine Etage zu hoch.«

»Das glaube ich.«

Beide Männer verließen beinahe fluchtartig die Wohnung. Erst in der schmalen Gasse kamen sie wieder einigermaßen zur Besinnung.

»Bleibt es dabei?« fragte Axel.

»Und ob. Wir halten uns da raus. Meinetwegen können sich andere daran die Zähne ausbeißen.«

Bender schüttelte den Kopf. »Goldfinger«, flüsterte er. »Verdammt, ich hätte nie daran gedacht, daß so etwas einmal wahr werden würde…«

***

Es war ein seltenes Bild, denn ich hockte in Will Mallmanns Büro beim BKA und schaute zu, wie der Kommissar die beiden mit Kaffee gefüllten Pappbecher auf den Schreibtisch stellte. »Woher hast du ihn, Will?«

»Aus dem Automaten. Ich muß mich jetzt schon entschuldigen, John. Bei Glenda hätte ich natürlich ein besseres Getränk bekommen, aber…«

»Keine Ausrede, laß mich probieren.« Ich nahm die ersten Schlucke, sah dann in das schmaler gewordene Gesicht des Kommissars, der die berühmte Römernase hatte und dessen Haar lichter geworden war.

»Na?«

»Ein so toller Kaffee, wie wir ihn auch haben.«

Mallmann grinste. »Vielleicht haben die beiden Organisationen den gleichen Lieferanten.«

»Möglich ist alles.«

Ich trank die Brühe trotzdem, weil ich wach werden wollte. Der Flug steckte mir noch in den Knochen und auch die Erlebnisse der nahen Vergangenheit. Schließlich hatte sich einiges verändert, und das hatte vor allen Dingen meinen Freund Suko getroffen.

Er hatte den Beweis dafür bekommen, daß seine Shao nicht endgültig gestorben war. Aber sie wollte auch nicht mehr so leben wie früher, sondern mußte der Stimme ihres Blutes folgen und vor allen Dingen den Forderungen, die Amaterasu an sie stellte. Die Sonnengöttin war der Punkt in Shaos Leben, um den sich alles drehte.

Sie hatte das schwere Erbe übernommen und mußte nun ihren eigenen Weg gehen.

Suko hatte es hingenommen, und Sir James war so kulant gewesen, daß er Suko zunächst einmal Urlaub gewährte, damit der Inspektor mit sich selbst ins reine kommen konnte.

So erging es mir nicht. Ich hätte auch gern Urlaub gemacht, aber dagegen hatte Will Mallmann etwas. Er hatte einen interessanten Fall in der Hinterhand. Einen Fall Goldfinger, wie er sagte.

Und diesen goldenen Menschen hatte ich mir schon angesehen. Er lag noch im Leichenschauhaus, und es war tatsächlich so gewesen wie im Film, als man das goldene Mädchen fand.

»Was sagst du dazu?« fragte Will, als ich meinen Becher zur Hälfte geleert hatte.

Ich hob die Schultern. »Das ist sehr interessant, und der Mörder scheint wohl ein Goldfinger-Fan zu sein.«

»Meine ich auch.«

»Aber deshalb hast du mich sicherlich nicht hergeholt?«

Will Mallmann ließ sich auf seinen Drehstuhl nieder, schüttelte den Kopf und grinste mich an. »Da sind so einige Unstimmigkeiten, die mir überhaupt nicht passen.«

»Dämonischer Art?« fragte ich.
»Das nicht gerade. Oder wenigstens nicht direkt. Sie könnten allerdings eintreffen.«
»Laß hören.«
Will holte seine Brille hervor, setzte sie sehr korrekt auf und griff nach einem Schnellhefter, der angelegt worden war. »Wir haben uns natürlich intensiv um den Fall gekümmert. Der Name des Toten lautet Gisbert Neumann. Er war Archäologe von Beruf und hat, das wissen wir auch, seine Untersuchungen in der Gegend um Heidelberg durchgeführt.«
»Wonach hat er denn geforscht?«
Will hob die Schultern. »Er hatte sich wohl nicht auf etwas Spezielles eingefahren, aber das müssen wir noch genau herausfinden, wenn wir mit seinem Professor sprechen, den er hin und wieder ins Vertrauen gezogen hat. Der Mann kommt erst heute von einer längeren Dienstreise zurück oder ist zurückgekommen. Ein Fan der alten Römer war dieser Gisbert Neumann jedenfalls nicht.«
»Ihn interessierte sicherlich das Gold, wenn er schon auf diese Filmart umgekommen ist.«
Will Mallmann nickte. »Ja, das meine ich auch. Er muß eine Schwäche für Gold gehabt haben.«
»Gibt es hier Gold?«
Will rückte seine Brille gerade und schüttelte den Kopf. »Im Prinzip nicht. Ich hätte dich auch gar nicht hergeholt, wenn mir da nicht etwas aufgefallen wäre, vielmehr unseren Wissenschaftlern, die das Gold untersucht haben.«
Ich trank den Becher leer. »Laß hören, alter Junge.«
»Man hat das Gold untersucht. Ich will dir nicht die genauen Werte vorlesen, sie sind für uns ohne Belang. Wichtig ist das Alter des Goldes. Und das…« Jetzt hob Will Mallmann den Kopf und schaute mich direkt an. »Ist mehr als tausend Jahre alt.«
»Ach.«
»Mehr sagst du nicht?«
Ich lehnte mich zurück und schaute dabei durch das Fenster. Die Scheibe war ein wenig schmutzig. Dahinter sah das Licht der Sonne wie ein heller Schatten aus. »Dann hat er es eben gefunden, Will. Wäre auch kein Wunder, der Mann ist schließlich Archäologe.«
Der Kommissar krauste seine Stirn. »So einfach mache ich mir das nicht. Okay, ich gehe davon aus, daß Gisbert Neumann Gold gefunden hat. Altes Gold wohlgemerkt. Aber schmilzt er das dann ein und läßt es sich auf seinen Körper tropfen?«
»Nein, er nicht. Das haben vielleicht seine Mörder getan.«
»Und wo?«
»Weiß ich nicht. Sicherlich nicht in seinem Zimmer. Er wird kaum

einen Schmelzofen gehabt haben.«
»John, du siehst die Sache zu lässig.«
»Wie soll ich sie denn deiner Meinung nach sehen?«
Mallmann winkte ab. »So habe ich auch geredet, John. Aber dann habe ich mich näher mit dem Fall beschäftigt, den man uns übergeben hatte. Ich habe mit Bekannten des Toten gesprochen, die mir unabhängig voneinander berichteten, daß Neumann einem Traum nachgelaufen ist. Man nannte ihn auch einen Spinner. Er war davon überzeugt, daß in der Gegend um Heidelberg Gold zu finden sei.«
»Den Traum haben wohl viele.«
»Ja, das weiß ich auch. Aber die Sache geht weiter, John. Neumann suchte nicht irgendein Gold, sondern ein ganz bestimmtes. Er hat Nachforschungen betrieben, und ich bin sicher, daß er auch Erfolg hatte, sonst wäre er nicht so grausam ums Leben gekommen.«
»Rück schon mit der Sprache raus, Will.«
»Jetzt bist du wenigstens auf meiner Linie, John. Ich will dich nicht länger auf die Folter spannen. Neumann suchte nicht einfach Gold, sondern einen Schatz. Den Schatz oder einen Teil des Schatzes, der einmal den Templern gehörte.«
Bisher hatte ich ziemlich gelassen auf dem harten Besucherstuhl gehockt. Plötzlich aber horchte ich nicht nur auf, ich setzte mich auch kerzengerade hin. »Was du nicht sagst!«
»Es stimmt.«
»Woher weißt du das?«
»Ich habe mit seinen Freunden gesprochen. Fast alles Archäologen, John.«
»Und die haben auch an den Templer-Schatz geglaubt?«
»Nein, das nicht. Gisbert Neumann allerdings war von seiner Meinung nicht abzubringen. Für ihn stand es fest, daß in dem von mir angerissenen Gebiet ein Templer-Schatz liegt.«
»Und deshalb hast du mich gerufen, Will?«
»Ja.« Der Kommissar beugte sich vor. »Bist du deswegen sauer, John?«
»Nein, überhaupt nicht. Oder jetzt nicht mehr.« Ich lächelte verkniffen. »Wenn es sich bei einem Fall um die Templer handelt, bin ich allergisch.«
»Wieso?«
»Ich habe in der letzten Zeit ein einschneidendes Erlebnis gehabt. Es war in Paris gewesen…« Will Mallmann bekam von mir einen Bericht, was mir auf der Isle de Cité widerfahren war, und ich verschwieg auch meine Reise in die Vergangenheit nicht, wozu ein fliegender Teppich gedient hatte.[1]
»Mensch!« flüsterte der Kommissar, »das ist ja der helle Wahnsinn.«
»So ungefähr.«

»Aber was hat das mit dem Schatz zu tun?«

Ich wiegte den Kopf. »Direkt nichts, aber indirekt. Bevor man die Templer vernichtete, aus welchen Gründen auch immer, haben Kirche und Staat kooperativ zusammengearbeitet. Man wollte ja nicht nur diesen Orden auslöschen, der König und der Papst hatten es auch auf die Schätze der Templer abgesehen. Man sprach davon, daß sie Massen von Gold in ihren Klöstern liegen hatten. Nur haben sich König und Papst in den Finger geschnitten. Die Templer waren schlauer. Den Großteil ihres Vermögens hatten sie bereits vorher au ßer Landes geschafft. Man spricht sogar davon, daß ihre Schiffe bis in die Vereinigten Staaten gefahren sind. Aber das ist noch nicht genau erforscht worden. Die meisten Schätze müssen sich, der Meinung bin ich, hier in Europa befinden.«

Mallmann nickte. »Ja, und Gisbert Neumann scheint einen Teil davon entdeckt zu haben.«

»Klar, das Gold.«

»Hatten sie auch noch andere wertvolle Dinge außer Landes gebracht?« wollte Will wissen.

»Bestimmt. Diamanten, Kronen, was weiß ich alles. Gefunden jedenfalls hat man bisher kaum etwas.«

»Kaum ist gut«, sagte Will und lachte leise auf. »Neumann wird das anders gesehen haben.«

»Bestimmt. Fragt sich nur, wo er genau gesucht hat.«

»Das ist unser Problem. Wir wissen es nicht, obwohl wir Kollegen von ihm befragt haben. Neumann hat mit ihnen kaum über seine Arbeit gesprochen. Er wurde zumeist ausgelacht und hat es schließlich aufgegeben. Aber er ging seiner Arbeit nach. Ich hörte von langen nächtlichen Ausflügen in den Odenwald, außerdem war er auch in Frankfurt und hat dort Nachforschungen angestellt.«

»Wie das?«

»Jetzt kommen wir zu einem wichtigen Punkt«, sagte der Kommissar. »Und zwar einem sehr wichtigen. Du weißt, was in Frankfurt los ist. Diese Stadt ist ein Meer von Häusern. Hier ballte sich einiges zusammen, und Frankfurts Unterwelt hat auch in der ganzen Welt einen bestimmten Ruf erlangt. Dort geht es also rund. Wir hatten vor wenigen Tagen zwei Morde im Bahnhofsviertel aufzuklären. Man hat dort zwei Juweliere erschossen. Leute, die man auch als Hehler bezeichnen kann. Sie haben den Schmuck und das Gold, das irgendwo geraubt wurde, eingeschmolzen. Die beiden wurden durch Kopfschüsse getötet. Das ist hier leider nichts Ungewöhnliches. Was uns allerdings mißtrauisch machte, waren die Kugeln. Sie bestanden aus Gold. Nicht aus Blei oder Silber, John, sondern aus Gold. Da wir durch den Mord an Neumann schon sensibilisiert waren, vermuten wir natürlich Zusammenhänge.«

»Für die ihr aber noch keine schlüssigen Beweise habt – oder?«

»Nein.«

Ich lehnte mich zurück und zündete mir eine Zigarette an. Den Rauch blies ich in Richtung Fenster, wo er sich verteilte und durch das Sonnenlicht einen helleren Glanz bekam. »Das heißt, wir müßten uns auch in der Frankfurter Unterwelt umsehen.«

»Richtig.«

Ich verzog die Mundwinkel. »Kaiserstraße, Moselstraße und wie sie alle heißen. Nicht gerade ein Pflaster, das ich als sehr angenehm empfinde, Will.«

»Ich ja auch nicht.«

»Haben die beiden Hehler dort gelebt?«

»Ja. In einem Hinterhof. Gedeckt durch einen Porno-Schuppen.«

»Wie sind sie an das Gold gekommen?«

»Das weiß ich auch nicht, John. Wir sollten es herausfinden. Bisher sind nur zwei Morde geschehen. Wenn der Killer noch unterwegs ist und alle Spuren auslöschen will, können wir mit noch schlimmeren Dingen rechnen. Deshalb bin ich der Ansicht, daß wir eingreifen sollen.«

»Weshalb nicht bei Neumann?«

»Später. Er hat zur Untermiete in einem kleinen Ort im Spessart gewohnt. So richtig romantisch. Da werden wir später hinfahren. Zuvor möchte ich noch mit seinem Professor sprechen, auf den er so fixiert war. Der Mann heißt Engelbrecht und lebt auch in Frankfurt. Ich schätze, daß wir diesen einen Tag dranhängen können. Möglicherweise finden wir eine Spur, die uns direkt in den Odenwald und damit auch an den Schatz der Templer führt. Ich jedenfalls habe mir das so vorgestellt.« Will Mallmann verschränkte die Arme vor der Brust und lächelte siegessicher.

»Du bist sehr optimistisch, Alter.«

»Immer. Bisher haben wir beide noch jede Nuß geknackt. Weshalb sollte es hier anders sein?«

»Sicher, wenn man es so sieht. Ach, noch eine Frage, Will. Welches Auto fährst du eigentlich?«

»Meinen Manta.«

Ich schlug die Hand vor die Augen. »Immer noch diese alte Schaukel? Wolltest du dir nicht einen neuen zulegen?«

»Der Wille ist da, aber…« Mallmann hob die Schultern. »Ich habe lange gesucht. Ein Porsche gefällt mir, den würde ich auch gern kaufen. Nur ist mir der zu teuer.«

»Was machst du denn, wenn dein Manta zusammenbricht?«

»Das wird er nicht. Ich habe ihn durch den TÜV bekommen. Er hält noch eine Weile.«

»Bis Frankfurt bestimmt.« Ich nickte. »Fahren wir jetzt los und

schauen uns die Gegend um den Bahnhof an?«
»Klar.«
»Wie ich dich kenne, Will, hast du dabei auch eine bestimmte Person im Visier. Oder sogar mehrere?«
»Richtig.« Mallmann erhob sich. »Einer der Hehler hatte nämlich eine Bekannte, Freundin oder Vertraute. Mit ihr möchte ich gerne reden.«
»Auch sie mit dir?«
Mallmann hob die Schultern. »Das weiß ich nicht. Sie wird sich aber kaum weigern können. Erhebe dich, du müder Geist, meine Rakete wartet.«
»Ja. Ich hoffe nur, daß sie nicht explodiert.«
Will schaute mich mit einem stechenden Blick an.

***

Der Manta hatte tatsächlich gehalten, und wir waren auch ohne Schwierigkeiten in die Frankfurter Innenstadt gelangt. Einen Parkplatz hatten wir ebenfalls gefunden, den Rest gingen wir zu Fuß.
Tagsüber – wir hatten Nachmittag – sieht die große Sündenmeile, die Kaiserstraße, fast normal aus. Da sahen wir Geschäftsleute ebenso wie Hausfrauen mit ihren Kindern an den Händen. Auf der Straße lief der Autoverkehr, aber es gab auch die einschlägigen Lokale, Peep-Shows und Neppschuppen, die mit grellbunten Bildern in ihren Schaufenstern die Kunden anlockten.
Und wir sahen auch die Mädchen, die in oder neben den Eingängen standen. Mit teils gelangweilten und teils interessierten Blicken schauten sie den vorbeigehenden Passanten nach.
Auch ich schaute in ihre jungen Gesichter. Den Frauen konnte man nichts mehr vormachen. Das Leben hatte sie gezeichnet.
An einer Imbißbude parkte ein Streifenwagen auf dem Gehweg.
Die Beamten, die sich in der Bude zusammendrängten, waren kräftige Männer. Sie hatten dafür gesorgt, daß sich die Gäste an der Wand aufbauten, während sie nach Waffen abgetastet wurden. An der Scheibe klebte eine Currywurst. Die dazugehörigen Pommes frites rannen in einer Ketchup-Soße an der Scheibe nach unten.
Ein ekliges Bild.
Mallmann hatte meinen Blick bemerkt. »So etwas siehst du hier öfter. In dieser Ecke ist immer was los.«
»Aber am Abend wird es schlimmer.«
»Stimmt. Tagsüber werden auch Razzien durchgeführt. Den Kollegen geht es vor allen Dingen um illegal in Frankfurt lebende Ausländer. Leider sind die Erfolge mehr als mäßig. Erstens sind die Mannschaften unterbesetzt, und zweitens gibt es für die Typen so viele Versteckmöglichkeiten, daß man immer wieder ins Leere stößt.«
»Da kann man sauer werden.«

»Du sagst es, John.«

Wir verließen bald die Kaiserstraße und fanden uns schließlich in der Elbestraße wieder. In einem Café gegenüber sahen wir ein rotes Blinklicht. Aus Lampen war ein Mädchen nachgebildet worden, das eine Peitsche in der Hand hielt. Da wußte ich, daß uns im Innern wohl so etwas wie eine Domina erwartete.

Will Mallmann sah meinem Gesicht an, was ich dachte. »Keine Sorge, John, das hier ist nicht unbedingt typisch für Frankfurt. Es gibt auch andere Seiten.«

»Bestimmt.«

Wir überquerten die Straße. Bevor wir das Lokal betreten konnten, mußten wir in eine Einfahrt eintauchen, die wie ein von buntem Licht erhellter Tunnel aussah. Vor der Einfahrt stand ein Mann in gelber Uniform und spielte den Aufreißer.

Als er uns sah, redete er von den tollsten Girls, die wir in Frankfurt finden konnten. Er war erst zufrieden, als wir den Lichttunnel betraten und an der linken Seite die Schaukästen mit den Bildern sahen. Wir konnten erkennen, daß dem Gast einiges geboten wurde, aber diese Dinge waren nichts für mich.

»Wie heißt denn die Freundin des Hehlers?« fragte ich Will.

»Nora.«

»Und wie weiter?«

»Keine Ahnung. Aber das können wir leicht herausfinden, wenn du willst.«

»Nein, nein, war nur so dahingefragt.«

Auf der Eingangstür sahen wir eine rothaarige Person gezeichnet, die nichts außer ihren Stiefeln trug und wieder die Peitsche in der rechten Hand hielt. Zu ihren Füßen hockte ein Panther mit aufgerissenem Maul.

War es im Gang hell gewesen, so hatte ich das Gefühl, nach dem Eintritt in die Dunkelheit zu gelangen. So schwach war das Licht, und meine Augen mußten sich erst an die Finsternis gewöhnen. Ich war auch nicht weiter gegangen, weil ich mich nicht wie ein Blinder vorantasten wollte.

»Darf ich helfen?« fragte neben mir eine Mädchenstimme. Ich hatte die Kleine nicht gesehen. Sie war von der rechten Seite gekommen und hängte sich bei mir ein.

Ihre Berufskleidung trug sie bereits. Ein Kettenhemdchen und eine enge Hose aus gelbem Leder.

»Danke, sehr freundlich, aber ich komme allein zurecht.«

Sie drückte sich an mich. Die Ketten des Hemds klimperten. »Das glaube ich einfach nicht. Hier braucht jeder Schutz. Und ich bin dein Schutzengel in der Hölle.«

»Verzieh dich«, sagte Will Mallmann. »Erzähl uns lieber, ob Nora da

ist.«

»Wieso?«

»Ist sie da oder nicht?«

»Ja, ja, an der Bar.«

»Na also, weshalb nicht gleich so?«

Die Kleine verschwand und gesellte sich zu ihren Kolleginnen, die ähnlich gekleidet waren und an einem runden Tisch hockten, wo sie Kaffee tranken und rauchten.

Es war noch nicht viel los in diesem Laden, den ein Lederfan eingerichtet haben mußte, denn die Sessel und auch die Hocker an der Bar waren mit schwarzem Leder überzogen worden. Dunkel und matt glänzte auch das Holz der Theke, bestrahlt nur von Punktleuchten, die ihre Strahlen senkrecht auf die schmale Barfläche warfen, so daß sie einige helle Inseln schufen. Es schien sich herumgesprochen zu haben, daß wir keinen Kontakt mit den Mädchen suchten. Man ließ uns in Ruhe, und so konnten wir an einer Ecke der Bar unsere Plätze finden. Von dieser Stelle konnten wir auch den Raum überblicken.

Nora war noch nicht zu sehen. Dafür zischelte eine Espresso-Maschine leise vor sich hin, und Sekunden später wurden die Bildschirme zweier Fernsehapparate hell, die unter der Decke hingen. Man hatte die entsprechenden Streifen in die Kassetten gelegt, die eben zu solchen Bars gehörten. Will und ich schauten nicht lange hin.

Will deutete auf eine offene Tür, die zwischen die Regale eingebaut war. »Wenn Nora in einer halben Minute nicht kommt, hole ich sie.«

»Kennt sie dich?«

»Noch nicht.«

Will konnte sitzenbleiben, denn Nora kam. Nein, sie kam eigentlich nicht, sie trat auf. Es hätte nur noch gefehlt, daß ihr Auftritt vom Licht eines Scheinwerfers begleitet wurde. Aus dem Dunkel des Hintergrunds erschien sie, und da sie schwarze Kleidung trug und nur ihr Gesicht heller leuchtete, erkannten wir sie ziemlich spät.

Allmählich trat sie in das kalt wirkende Barlicht, blieb direkt neben Will Mallmann stehen, winkelte den Arm an und legte ihren Ellbogen auf den Handlauf.

»Die Herren Polizisten wollten mich sprechen?« fragte sie mit spöttisch klingender Stimme.

»Sie wissen also, daß wir Polizisten sind?« fragte Will.

Nora lachte. »Wer so lange im Geschäft ist, wie ich, der riecht einen Greifer.«

»Dann können wir ja sofort zur Sache kommen«, erwiderte Will.

»Das wäre mir sehr recht. Bullen stören den Betrieb.«

Will stellte mich und sich vor. Ich hatte Muße, Nora anzuschauen.

Ich mochte diesen Typ Frau nicht. Auf manche Leute wirkte es ja, auf mich nicht. Sie war sehr schlank und sah meiner Ansicht nach auch

ein wenig männlich aus, denn ihre Gesichtszüge zeigten harte Umrisse. Das rot gefärbte Haar hatte sie straff nach hinten gekämmt und im Nacken zu einem Pferdeschwanz geformt. Gehalten wurde er durch eine schimmernde Goldkette, die sich den Bewegungen der Frau anglich.

Sie trug einen hautengen Leder-Overall, dessen Ausschnitt wie ein großes V fast bis zum Nabel hin aufklaffte. Die Ränder des Reißverschlusses liefen genau dort entlang, wo die kleinen Brüste begannen.

An ihren Handgelenken klimperte Metallschmuck. Erst bei genauerem Hinsehen erkannte ich die Peitsche, die in einem Futteral am Rücken steckte.

»Wenn Sie gekommen sind, um mein Geschäft unter die Lupe zu nehmen, Herr Mallmann, sind Sie schief gewickelt. Bei mir läuft alles normal ab. Wir haben noch nie Ärger gehabt. Hier gibt es keinen Stoff, und ich beschäftige auch keine minderjährigen Mädchen.«

»Das wissen wir.«

»Weshalb sind Sie dann gekommen?«

»Es geht nicht um Sie, Nora. Wir möchten von Ihnen nur einige Auskünfte über eine gewisse Person.«

Ihre auf schmal geschminkten Lippen verzogen sich. »Sie glauben doch nicht im Ernst, daß ich jemanden reinreiße. Das kann in dieser Branche tödlich sein.«

»Auch bei einem Toten?« fragte Will.

»Wie meinen Sie das denn, Kommissar?«

»Ich denke da an Addi Kimmarz.«

Diesmal hatte Will ins Schwarze getroffen. Ich sah, wie Nora aus einer Seitentasche ein Zigarettenetui hervorholte, es aufklappte und sich zunächst einmal ein Stäbchen anzündete. Den Rauch blies sie gegen die Bar.

Vier Männer erschienen, und in die Mädchen im Hintergrund geriet Bewegung. Eine von ihnen kam hinter die Bar. Musik wurde angestellt, und ich hörte, wie einer der Ankömmlinge sagte: »Morgen beginnt die Buchmesse, Freunde. Das ist hier mein Stand.«

Die Männer lachten und wurden in die dunkleren Regionen gezogen, wo sich auch eine kleine Bühne befand, deren Rundung sich aber kaum vom Boden abhob.

»Müßte ich Kimmarz kennen, Kommissar?«

»Und wie.«

»Was wollen Sie von mir?«

Will schnickte mit den Fingern. »Von Ihnen wollen wir nichts. Es geht uns um Addi.«

»Ja, er war hier.«

»Jeden Abend, nicht?«

»Er hatte einen anstrengenden Job und mußte sich erholen…«

»Weiß ich«, sagte der Kommissar. »Aber er hat auch bei Ihnen gewohnt, wenn ich mich nicht täusche. Sein Geschäft ging ja pleite, aber von Gold und Juwelen hat er nicht gelassen. Sie brauchen nichts abzustreiten, wir wissen, welcher Arbeit Addi nachgegangen ist. Daß er Gold eingeschmolzen hat und seine Werkstatt sich sogar in der Nähe befindet.« Will spreizte den Daumen ab und deutete mit dem Nagel nach unten. »Sollen wir uns diesen Keller nicht mal ansehen?«

Das Gesicht der Frau verschwand hinter einer dichten Rauchwolke. »Wieso? Was ist daran so interessant?«

»Man hat Addi getötet.«

»Ja, erschossen.«

»Richtig. Der oder die Killer müssen ein Motiv gehabt haben. Kennen Sie es vielleicht?«

»Nein.«

Mallmann tippte mit der Fingerspitze auf ihre rechte Schulter. »Sehen Sie, Nora, deshalb gehen wir auch in den Keller.«

Zwei Champagnerkorken knallten. Wir hörten das Zischen und dann das Girren der Mädchen. Männergelächter bildete die Kulisse.

Nora trommelte mit den Fingern auf die polierte Barfläche. »Gut, ich werde euch den Keller zeigen.«

»Sehr freundlich, Nora.«

»Den Spott können Sie sich sparen, Greifer.« Die Frau schaute Will mit einem Blick an, als wollte sie den guten Mallmann auspeitschen, doch Will nahm es gelassen.

»Sie steht unter Druck«, flüsterte er mir zu. »Wenn sie einen Fehler macht, und das weiß sie genau, können wir ihr einige Schwierigkeiten bereiten. Deshalb ist sie so kooperativ.«

»Das wird sich noch herausstellen.« Ich räusperte mich. »Was willst du eigentlich herausfinden, oder was suchst du im Keller?«

»Eine Verbindung zwischen Neumann und Addi Kimmarz.«

»Du hättest sie nach Neumann fragen sollen.«

Will schüttelte den Kopf. »Glaub nicht, daß sie mir etwas gesagt hätte. Die Weiber hier halten dicht. Sie kennen die Gesetze der Stra ße. Keine macht den Mund auf, und jede kennt auch die Wirkung von Salz- und Schwefelsäure. Wir haben vielen Straffreiheit angeboten und boten ihnen eine neue Identität, aber glaub nur nicht, daß die Typen darauf eingegangen wären. Die Mädchen hassen dieses Viertel und kommen gleichzeitig nicht davon los.«

»Haßliebe nennt man das.«

»Richtig.«

Das Lokal eröffnete uns immer neue Überraschungen. Wir waren an der Bar entlanggegangen, und am gegenüberliegenden Ende befand sich in der Wand eine Tür. Man mußte erst einen Vorhang zur Seite

schieben, damit man die feuerrote Schrift auf der schwarz lackierten Fläche lesen konnte.

Zur Hölle

Selbst die einzelnen Buchstaben waren so gemalt, daß sie wie erstarrtes Feuer wirkten.

»Führen Sie uns jetzt zum Teufel?« fragte Will.

Nora drehte kurz den Kopf. »So ähnlich. Es ist doch klar, daß ich Sie dorthin wünsche.«

»Aber nach Ihnen«, sagte ich.

»Ach, können Sie auch reden?« Sie hatte die Hand auf der schwarzen Metallklinke liegen, drückte sie aber noch nicht nach unten.

»Ja, ich bin nur manchmal etwas schüchtern.«

»Dem könnte ich abhelfen. Meine Kur ist…«

»Danke, Sie nehmen ja keine Krankenscheine.«

Nora sah Wills Grinsen und öffnete wütend die Tür.

Ob das Licht gebrannt hatte oder durch das Öffnen der Tür automatisch eingeschaltet worden war, wußten wir nicht. Jedenfalls erhellte es schwach eine gebogene Treppe, die in einer weiten Linkskurve in die Tiefe führte. Ein schwarzer Veloursteppich bedeckte sämtliche Stufen, und dieser Teppich war auch über die Wände gespannt worden. Im Winkel, wo sich Wand und Decke trafen, brannten die Lampen. Es war ein kaltes, trübes Licht, denn dicht unter den Birnen befanden sich die entsprechenden Filter.

Der herbe Geruch stammte von Noras Parfüm, das sie wie ein unsichtbarer Mantel umwehte.

Sie ging vor und blieb am Ende der Treppe stehen, weil sie erst einen dunkelroten Vorhang zur Seite schieben mußte, der ein Weitergehen zunächst behinderte.

Wir betraten einen Raum, über dessen Einrichtung ich schweigen möchte. Er gehörte eben zu einer Domina. Nora knipste zwei Lampen mit dunklen Schirmen an und lächelte kalt.

»Ist das die Hölle?« fragte Will.

»So ähnlich.« Scharf wandte sie sich ab. »Wir müssen hier durch, um in seine Werkstatt zu gelangen.«

Die Werkstatt des Addi Kimmarz lag ebenfalls im Keller. Hier war die Beleuchtung besser. Sie mußte es auch sein, denn Addi hatte für seine Arbeit Licht gebraucht. Man konnte den Eindruck haben, sich in der Werkstatt eines Feinmechanikers zu befinden. Drehbänke und Schleifsteine waren ebenso vorhanden wie ein kleiner Brennofen, zahlreiche Lupen, Mikroskope und andere Dinge, die ein Juwelier benötigte.

Wir drehten uns auf der Stelle. Nora war an der Tür geblieben. Es sah so aus, als wollte sie jeden Augenblick verschwinden.

»Interessant«, sagte Will.

»Für mich nicht«, erwiderte die Frau. »Hier hat Addi gearbeitet. Es war ein schwerer Job.«
»Hatte er gut zu tun?« fragte ich.
»Wie meinen Sie das?«
Ich grinste sie an. »So wie ich es gesagt habe.«
»Es hielt sich in Grenzen.«
Mallmann winkte ab. »Addi war ein Tüftler und bekannt in der Branche. Der machte dir aus einem Radio eine Waschmaschine, aber er hatte sich doch mehr auf Gold spezialisiert – oder?«
Nora hob die Schultern. »Möglich.«
»Wer schoß ihm die goldene Kugel durch den Kopf?« fragte Mallmann.
»Weiß ich doch nicht.«
»Von wem bekam er das Gold?«
»Keine Ahnung.«
Der Kommissar ging auf Nora zu. »Wollen Sie nicht reden oder können Sie nicht?«
»Es hat mich nicht interessiert!«
Will blieb dicht vor ihr stehen. »Das glaube ich Ihnen nicht. Zwei Juweliere sind umgekommen. Beide wurden durch goldene Kugeln erschossen. Da muß man doch Angst bekommen. Besonders dann, wenn man in einer so harten Branche beschäftigt ist, wie Sie es sind. Über diesen Kiez hier schleicht ein Killer, der Menschen mit goldenen Kugeln tötet. Da müßt ihr doch aufmerksam geworden sein. Unruhe in der Szene ist schlecht fürs Geschäft. Was machen die Zuhälter? Haben sie schon eine kleine Privatarmee aufgestellt?«
Nora verzog das Gesicht. »Ich weiß es nicht, verdammt. Fragen Sie mich was anderes!«
Will hob die Schultern. Seine Stimme wurde sanfter. »Okay, Nora, ich bin ja gar nicht so. Woher hatte Addi das Gold bekommen, das er verarbeitete?«
»Von Leuten, die ihre Klunker verkaufen wollten.«
Mallmann bewegte die Hand von links nach rechts. »Das meine ich nicht. Ich spreche von Goldklumpen oder Barren. Wir hörten, daß er so etwas angekauft hat. Und wenn ich mich hier so umschaue, ist das eine phantastisch eingerichtete Werkstatt. Die Drehbänke sind sogar dafür geeignet, Kugeln herzustellen.«
»Was wollen Sie damit sagen?«
Mallmann lächelte kalt. »Wäre es nicht möglich, daß Addi seinem Mörder die Kugeln selbst hergestellt hat?«
»Sie sind verrückt!« stieß Nora hervor.
»Keine Beleidigungen bitte.«
Nora atmete tief ein. »Okay, schauen Sie sich hier meinetwegen um. Ich war Ihnen eine Hilfe. Aber jetzt ist Schluß. Ich habe kein Interesse

mehr, mir Ihre Fragen anzuhören. Ich warte vor der Tür.«

Es interessierte sie nicht, ob wir einverstanden waren, sie machte kehrt und ging davon. Will hielt sie auch nicht zurück. Hart schlug sie die Tür zu.

Der Kommissar schaute mich an. »Na, John, was hältst du von ihr?«

Ich winkte ab. »Nicht viel.«

»Wieso?«

»Sie weiß wahrscheinlich nichts. Wenn doch, wirst du sie kaum dazu kriegen, daß sie den Mund aufmacht.«

»Das befürchte ich auch. Sehen wir uns die Werkstatt noch einmal genauer an?«

»Was suchst du denn?«

»Möglicherweise einen alten Goldklumpen, der auf den Templer-Schatz hindeutet.«

»Optimist.«

»Immer, John, immer…«

***

Es gibt Dinge, darin war Nora perfekt. Das bezog sich allerdings nur auf ihren Beruf als Domina und als Geschäftsführerin dieser extremen Bar. Bei anderen Sachen wiederum war sie so unsicher wie ein kleines Kind, nur ließ sie sich das nicht anmerken.

Die beiden Polizisten hatten sie von der Rolle geworfen. Ihre Sicherheit war nur gespielt gewesen. Innerlich zitterte sie, denn sie hatte Angst vor dem, was unter Umständen folgen würde.

Natürlich herrschte Unruhe in der Szene. Die beiden Morde hatten Staub aufgewirbelt, und Addi Kimmarz hatte auch gewußt, auf welch gefährliches Pflaster er sich begab, als man ihm den Goldklumpen brachte. Sie erinnerte sich noch genau an diesen Tag.

Addi war am Morgen zu ihr gekommen, hatte sie aus dem Schlaf gerissen und von diesem ungewöhnlichen Kunden erzählt, der ihm den Goldklumpen überlassen hatte.

Er wußte nicht den Namen, hatte den Mann nicht einmal erkennen können und hatte dann gemeint, daß es sich bei ihm auch um einen Geist hätte handeln können.

Ein Geist war es sicherlich nicht gewesen, Geister sprechen nämlich nicht, aber Addis Nervosität und Furcht hatten sich auch auf Nora übertragen. Einen Rat hatte sie ihm nicht geben können. Addi hatte sich schließlich dazu entschlossen, alles selbst zu machen. Er wollte die Kugeln für seinen Auftraggeber herstellen und war schließlich erschossen worden, ebenso wie sein Kollege.

Das hatte Nora nicht verkraften können. Sie wußte auch nicht, wie der Kunde aussah oder hieß und hoffte nur, daß er nicht noch einmal zurückkehrte.

Auf einem Hocker mit Lederbezug nahm sie Platz, zündete sich wieder eine Zigarette an, rauchte hastig und stäubte die grauweiße Asche auf den Steinboden.

Sie saß im kalten Licht der beiden Lampen. Der größte Teil des Kellerraumes war in die graue Dunkelheit gehüllt. Die Dinge, die dort standen, konnte sie mehr ahnen als sehen.

Sie hörte die Schritte, als sie die Zigarette bis zur Hälfte aufgeraucht hatte. Anstatt sich den Filter wieder zwischen die Lippen zu stecken, warf sie den Glimmstengel zu Boden und trat ihn aus.

Vornübergebeugt setzte sie sich hin und lauschte. Zunächst rechnete sie damit, daß sie die Trittgeräusche der beiden Polizisten wahrgenommen hatte, das aber stimmte nicht, denn die Schritte klangen aus einer anderen Richtung an ihre Ohren.

Nur befand sich dort keine Tür.

Hielt sich da vielleicht jemand versteckt?

Nora drückte sich langsam in die Höhe. Ihr Blick flackerte plötzlich. Sie spürte auch den Druck im Magen. Plötzlich mußte sie wieder an den Unbekannten denken, der Addi gekillt hatte.

Die Schritte waren da. Jetzt vernahm Nora sie sehr deutlich, und als sie ihr leises »Hallo« rief, zitterte die Stimme.

Eine Antwort bekam sie nicht.

Durch die Nase holte sie Luft. Ihr Blick wanderte. Er glitt zur Tür hin, hinter der die Polizisten verschwunden waren. Sie war aus bestimmten Gründen schalldicht, so vernahm sie nichts.

Bis auf die Schritte…

»Bleib, Nora…«

Die Frau erschrak. Es war eine sanfte Stimme gewesen, die sie angesprochen hatte, aber sie hatte die tödliche Drohung, die hinter den Worten lauerte, genau verstanden.

Steif blieb sie stehen. Sie wollte den Mann ansprechen, es dauerte seine Zeit, bis sie es schaffte. »Wo… wo bist du?«

»Ganz in deiner Nähe.«

»Wer bist du?«

Da lachte der andere nur. »Namen sind wie Schall und Rauch. Ich bin gekommen, um mit dir abzurechnen. Du hättest nicht so viel reden sollen, Nora. Jetzt ist es für eine Reue zu spät. Alles ist zu spät für dich, Nora. Du hast diesen Keller Hölle genannt. Das ist gut, denn ich bin dann der Teufel!«

Beim letzten Wort zeigte sich der Sprecher!

Noras Augen weiteten sich vor Schreck. Mit allem hatte sie gerechnet, nicht aber mit dieser altertümlich wirkenden Gestalt, die aus dem Nichts erschienen war und nur zwei Schritte vor ihr stehenblieb.

Sie sah den langen Radmantel, den Bart, das fahl wirkende Gesicht

und die langen Finger der Hand, die aus dem weiten Ärmel der Kutte schauten und etwas umklammert hielten.

Eine Pistole!

Nora durchfuhr ein eisiger Schreck. Sie wußte plötzlich, daß mit dieser Waffe Addi Kimmarz erschossen worden war und bekam das große Zittern. »Nein, bitte nicht, nein…«

Die Konturen der Gestalt verwischten. Sie löste sich auf, es blieben nur die Hand und die Waffe.

Einer der langen Finger hielt den Abzug umklammert. Er brauchte den Finger nur ein wenig zurückzunehmen, was er auch tat.

Der Knall hörte sich nicht einmal laut an. Vielleicht kam er der Frau auch nur so leise vor. In den Kopf getroffen, fiel sie nach hinten.

Nora, die Domina, war tot!

***

»Allmählich komme ich mir vor wie ein Alchimist aus dem Mittelalter«, sagte ich.

»Wieso?«

»Die Alchimisten haben auch immer nach dem Gold gesucht und ebenfalls nichts gefunden.«

»Irrtum, John. Die haben zwar danach gesucht, aber nicht so wie wir. Sie wollten aus Blei oder Eisen Gold machen. Das ist eben der Unterschied, mein Lieber.«

»Aber wir finden auch nichts.«

Mallmann hob die Schultern. »Damit habe ich auch nicht so direkt gerechnet.«

»Wie meinst du?«

Will kam zu mir. »Der oder die Mörder werden sämtliche Spuren beseitigt haben, aber ich hatte gehofft, irgendwelche Unterlagen zu entdecken, die Addi zurückließ. War aber nichts – leider.«

»Und was jetzt?«

»Nora wird uns nichts sagen, es sei denn, wir finden einen Grund, ihren Laden zu schließen. Aber das kann dauern.«

»Bleibt uns der Professor«, sagte ich. »Wie hieß er doch gleich?«

»Engelbrecht. Für ihn hat Neumann gearbeitet. Meiner Ansicht nach wird er ihn auch eingeweiht haben. Wenigstens in gewisse Dinge. Nach Engelbrecht fahren wir in den Odenwald. Er ist sehr schön im Herbst, aber…« Wills Stimme wurde kratzig. »Du warst ja damals dabei.«

Ich wußte, worauf er anspielte. Er und seine Braut Karin hatten vor Jahren in einer kleinen Kirche im Odenwald geheiratet. Nach der Trauung, wir hatten schon alle die Kirche verlassen, war wie ein Blitz aus heiterem Himmel der Schwarze Tod erschienen und hatte Wills frisch angetraute Frau umgebracht. Für den Kommissar war es der

Schock seines Lebens gewesen. Auch wir hatten lange gebraucht, um darüber hinwegzukommen.

Das war zwar vorbei, doch an den Odenwald dachte Will Mallmann immer noch mit gemischten Gefühlen.

Der Kommissar faßte zusammen. »Kein Gold, keine Juwelen, keine gestohlenen Klunker. Das war, wie man so schön sagt, ein perfekter Lattenschuß, John.«

»So sehe ich es auch.«

Mallmann war schon auf dem Weg zur Tür. »Ob wir uns Nora nicht noch einmal vorknöpfen? Ich glaube, daß sie anders reagieren wird, wenn sie in meinem Büro hockt.«

»Was sollte sie denn wissen? Ich kann mir kaum vorstellen, daß Addi sie eingeweiht hat.«

Mallmann drehte den Kopf. »Da bin ich mir nicht so sicher. Addi Kimmarz war ein einsamer Mensch. Freunde hatte der bestimmt nicht. Mit irgendwem muß er ja gesprochen haben.« Mallmann lächelte knapp. »Na ja, wir werden sehen.« Er drehte sich um und öffnete die Tür.

Ich stand noch in der Werkstatt, auch Will blieb nach zwei Schritten stehen, und ich hörte sein hastig gesprochenes »Verdammt, das ist unglaublich.«

Ich schob ihn zur Seite.

Mein Blick fiel in den Kellerraum. Ich sah die Frau. Sie lag rücklings auf dem Bett. Aus ihrer Stirn schien noch Blut zu quellen…

***

»Das darf doch nicht wahr sein!« ächzte Will und drehte sich um.

»Verdammt, der Killer war hier.«

Ich war an Will vorbei, holte meine Lampe hervor und suchte den Keller ab.

Natürlich war er verschwunden.

Was hätte einen Mörder auch noch am Ort seiner Tat halten sollen?

Mallmann stand neben der Toten. Er hatte sich vorgebeugt und schaute in das Kugelloch.

»Kannst du etwas erkennen?«

Mallmann nickte. »Ja. Die Kugel ist nicht sehr tief in den Kopf eingedrungen. Wenn du genau hinschaust, siehst du ein goldenes Schimmern, John. Es ist verrückt.«

Auch ich überzeugte mich davon, daß Will sich nicht geirrt hatte und deutete auf die Tür zur Werkstatt. »Verdammt noch mal, wir haben dort herumgesucht, und hier ist es passiert.«

»Entweder besitzt der Kerl eine Waffe mit Schalldämpfer oder aber…«

»Oder aber«, wiederholte Will, »schau dir mal die Tür an. Die ist

schalldicht.«
»Nun ja, bei dem Job.«
»Dann hat sie doch etwas gewußt, und der Killer wußte es auch.«
Ich legte einen Finger gegen das Kinn. »Aber was?«
Mallmann hob die Schultern. »Wenn ich das wüßte, würde ich dich glatt zum Essen einladen.«
»Heb es dir für später auf.«
»Okay, ich denke daran.« Will rieb seine Hände. »Jetzt wirst du gleich etwas erleben, wenn wir den Laden hier sperren.«
Hier hatte er sich nicht geirrt. Es gab lautstarke Proteste vom Personal und von den Gästen, denn sie kamen nicht mehr raus. Einigen von ihnen paßte es überhaupt nicht, daß ihr Besuch in diesem Lokal so in die Öffentlichkeit getragen wurde.
Sie mußten sich aber fügen. Da nutzten auch keine Drohungen, sich bei übergeordneten Stellen zu beschweren.
Zehn Minuten später wirbelten die Beamten der Mordkommission. Deren Leiter trug sogar einen Ledermantel. Er war ein Typ, den nichts mehr erschüttern konnte. Wie mir Will flüsternd erklärte, hatte sich der Oberkommissar vom Streifenbeamten hochgeboxt. Er kannte die Szene.
»Ich habe ihr schon vor Jahren versprochen, daß es sie mal erwischt, unsere kleine Nora. Und jetzt ist es soweit. Was ist, Will? Hast du nichts gesehen?«
»Nein, Bernd.«
»Und Sie?«
Ich mußte verneinen. Oberkommissar Bernd Brandner rammte seine Hände in die Taschen des offenstehenden Mantels. »Welcher Mörder schießt mit goldenen Kugeln?« fragte er mehr zu sich selbst gewandt. »Entweder hat der zuviel Gold oder einen Tick.«
»Vielleicht beides.«
»Und kein Zeuge hat ihn gesehen«, fügte ich noch hinzu.
Brandner fuhr durch sein dichtes braunes Haar, das an den Schläfen die ersten Grauschimmer zeigte. »Durch das Lokal scheint er wohl nicht gegangen zu sein. Dann muß er eben den Hinterausgang genommen haben.«
»Kennen Sie denn den Weg?« fragte ich.
»So ungefähr. Ich lasse ihn schon nach Spuren absuchen, aber Zeugen werde ich wohl keine finden. Die Leute hier halten den Mund, auch wenn es gegen einen Killer geht.«
Mallmann klopfte dem jüngeren Kollegen auf die Schulter. »Ich weiß, Bernd, daß der Fall bei dir in guten Händen liegt. Deshalb will ich dich in deiner Arbeit nicht stören.«
»Moment mal, Will. Soll das heißen, daß du dich ganz diskret zurückziehst?«

»Nicht ganz.«
»Wie denn?«
»John Sinclair und ich packen ihn nur von einer anderen Seite her an. Wir werden uns mit dem Studenten beschäftigen, der unter der Goldschicht erstickt ist.«
Brandner klopfte mit den Fingerspitzen auf einen Tisch. »Hast du denn eine konkrete Spur?«
»Nein, Vielleicht kriegen wir sie.«
»Gut. Wo erreiche ich dich, Will?«
Mallmann lächelte. »Ich rufe hin und wieder einmal an, Bernd. Wir sehen uns noch.«
Brandner hob die Hand zum Abschied. Der mißmutige Ausdruck verschwand dabei nicht aus seinem Gesicht.
Auf der Straße atmeten wir auf. Es hatten sich einige Gaffer eingefunden. Wenn irgendwo Polizeiwagen stehen, reizt das immer die Neugierigen. Mit langen Schritten verließen wir den Tatort.
»Nächstes Ziel bleibt der Professor?« fragte ich.
Will schloß schon seinen Manta auf. »Ja.«
»Willst du ihn nicht zuvor anrufen?«
»Weshalb?«
»Na ja. Vielleicht ist es besser, wenn er vorgewarnt wird. Man weiß ja schließlich nie.«
»Nein, Engelbrecht soll unvorbereitet auf unsere Fragen antworten können.« Mallmann hämmerte die Fahrertür zu, schnallte sich an und startete den Wagen.
»Wohin müssen wir denn?«
Mallmann lachte nach meiner Frage. »An den Rand des Taunus. Wo halt die Prominenz wohnt…«

***

Jeder Mensch hat irgendein Hobby!
Da machte auch ein Mann wie Professor Engelbrecht keine Ausnahme. Nur sprach er über seine Hobbies so gut wie mit keinem Menschen.
Es gab für den dreiundfünfzigjährigen Mann mit dem schütteren Blondhaar nichts Schöneres, als in der Badewanne zu liegen und sich zu entspannen.
Badewannen gibt es in jeder Wohnung, aber der Professor brauchte noch ein gewisses Drumherum. Sein Bad mußte fast wie eine Wohnung eingerichtet sein, und so etwas hatte er auch gefunden. In einer alten Villa im Taunus hatte er die obere Etage gemietet.
Wasserabstoßende, beigefarbene Tapeten hatte er anbringen lassen. Alles andere war bereits vorhanden: Eine Ruheliege, eine ovale, geräumige Wanne, in der zwei Personen Platz gefunden hätten, zwei

Blumenbänke im rechten Winkel zueinander stehend, auch Kübelpflanzen und ein breiter Spiegel.

Die hellblau und grau schimmernden Einbauschränke fielen kaum auf, ebensowenig wie die kleinen Terrazzo-Fliesen, die farblich mit den Schränken harmonierten.

Professor Engelbrecht war zufrieden. Auch deshalb, weil der Raum ein sehr großes Fenster besaß, durch das er, wenn es geöffnet war, selbst aus der Wanne in den Garten schauen konnte, wo noch alter Baumbestand mit seinem tief verankerten Wurzelwerk den Hang abstützte.

Der Archäologe war zufrieden. Den Haushalt führte ihm eine junge Nichte. Seine Frau war schon vor über sechs Jahren gestorben. An eine erneute Heirat dachte er nicht mehr.

Auch an diesem Tag lag Engelbrecht wieder in der Wanne. Die dreitägige Dienstreise hatte ihn doch mehr geschlaucht, als er zugeben wollte. Nun war er froh, im warmen Wasser zu liegen. Seine Hände stützte er auf dem Lesebrett ab, das sich von einem Wannenrand zum anderen spannte.

Er hatte Bücher in Reichweite stehen, auch seine langen Zigarren und die Flasche Chablis. Diesen Wein trank er für sein Leben gern.

Er liebte die grüngelbe Farbe und den leichten Duft nach getrocknetem Heu. Ein Glas hatte er schon getrunken, und er ging dabei nach einem genauen Ritual vor. Wenn er aus der Wanne stieg, hatte er vier Gläser Chablis geleert. Dann wechselte er den Platz, legte sich auf die Ruhebank und schlief ungefähr zwei Stunden.

Draußen schien eine herrliche Herbstsonne. Zwar begann der Oktober erst in zwei Tagen, doch für Engelbrecht war es jetzt schon der Goldene Oktober. Er nahm sich vor, einige längere Spaziergänge durch die Wälder des Taunus zu machen, um frische Luft zu tanken.

Er schaute durch das Fenster und den schon in bunten Farben glänzenden Blättern zu, mit denen der Wind spielte.

Nach dem ersten Glas Chablis mußte er wieder warmes Wasser nachlaufen lassen. So war es immer, so würde es immer sein, wenn er seinen Rhythmus beibehielt.

Aus dem matt schimmernden Metallhahn rann heißes Wasser und sorgte für eine neue Schaumschicht.

Während das Wasser lief, schenkte er sich Chablis ein, drehte den Hahn ab und behielt das Glas in der rechten Hand. Er schaute sich den edlen Weißwein prüfend an, nickte einige Male und sah noch einmal durch die Flüssigkeit. Wegen der Lichtbrechung sah er alles verzerrt, auch die hohe Tür, die sich plötzlich bewegte.

Zunächst dachte Engelbrecht, an eine Täuschung. Der Wein konnte gezittert haben, doch einen Moment später, als er das Glas abstellte, sah er, daß es kein Irrtum war.

Jemand öffnete die Tür.

Seine Nichte konnte es nicht sein. Die hatte das Haus bereits verlassen und wollte erst am nächsten Tag wiederkommen.

Wer dann?

Engelbrecht sah noch keinen Besucher, da die Tür den anderen noch deckte.

Aber er kam.

Die Gestalt zeichnete sich plötzlich ab, als die Tür ruckartig aufgestoßen wurde.

Die Augen des Professors wurden starr. Er fühlte sich plötzlich in einen Film versetzt, denn die Gestalt paßte nicht in die heutige Zeit.

Sie trug einen alten Radmantel aus einem sackähnlichen Stoff. Ein schwarzgrauer Bart hing wie Gestrüpp von ihrem Kinn nach unten, der Blick der dunklen Augen war stechend, die Lippen besaßen einen grausamen Zug.

»So sieht ein Mörder aus!« dachte Engelbrecht und wunderte sich darüber, wie ruhig er blieb, auch als der Eindringling die Tür von innen schloß, sich wieder umdrehte und den Professor anschaute.

Engelbrecht dachte nicht an seine Nacktheit. Er hörte, wie die kleinen Schaumbläschen zerplatzten, holte tief Luft und fragte mit leiser Stimme: »Wer sind Sie?«

Der Mann in seiner altertümlichen Kleidung lächelte breit und grausam. Als er sprach, klang seine Stimme unnatürlich weich, fast flüsternd, aber sehr akzentuiert. Mit einer Hand strich er über seine dünnen Haarsträhnen. »Wer ich bin, wollen Sie wissen?« Er verdrehte bei der Frage die Augen, als wollte er über seine nächsten Worte erst nachdenken. »Ja, Sie haben ein Recht darauf, es zu erfahren, mein Lieber. Man nennt mich Malapartus. Haben Sie verstanden? Malapartus! Ich bin der Hüter des Schatzes, der Bewacher des Goldes.«

»Des Templer-Goldes, wenn ich mal nachfragen darf?« erkundigte sich der Professor.

»So ist es, mein Herr. Sie scheinen sehr gut Bescheid zu wissen.«

»Man hat mich informiert.«

»Ich nahm es an«, erwiderte Malapartus leise. »Aus diesem Grunde bin ich auch gekommen.«

»Gut. Sie hätten sich zuvor anmelden können, wir wären dann irgendwo hingegangen und hätten uns in Ruhe unterhalten. So aber sitze ich in der Wanne und möchte Sie bitten, sich umzudrehen, wenn ich gleich aus dem Wasser klettere.«

»Das brauchen Sie nicht.«

»Wie?« Engelbrecht war irritiert. »Ich soll hier im Wasser tatsächlich bleiben?«

Der andere trat vor, bis er den hinteren Wannenrand erreicht hatte. »Ich möchte, daß Sie im Wasser bleiben. Da Sie schon wissen, wer ich

bin, will ich Ihnen auch den Grund meines Kommens sagen.«

»Ich bitte darum.«

»Das ist gut, sogar sehr gut. Hören Sie zu, Professor. Ich bin in dieses Haus gekommen, um den Mann zu töten, der einiges über das Templer-Gold weiß. Es soll keine Zeugen geben, keine Wissenden, niemand darf den Ort kennen, wo es verborgen liegt. Habe ich mich deutlich genug ausgedrückt, Professor?«

Engelbrecht spürte plötzlich den Schweiß auf der Stirn. Er hatte schon zuvor geschwitzt. Daß es mehr wurde, lag nicht an der Wärme des Wassers, sondern an seiner inneren Angst, die er spürte und die sich praktisch in ihm hochdrückte.

»Sind Sie ein Mörder?«

Malapartus nickte ernst und bewegte gleichzeitig seine Arme, so daß die Hände aus den weiten Ärmelöffnungen hervorrutschen konnten. Zum erstenmal sah der Professor diese Hände, und er sah auch die langen Finger, die ihn von der Farbe her an dünne, aber kräftige Baumzweige erinnerten. Sie waren ebenfalls so lang und an einigen Stellen sehr knotig. Engelbrecht konnte sich vorstellen, daß in den Fingern eine immense Kraft steckte.

Er hatte sich zu sehr auf die Hände des anderen konzentriert und wurde von der Tatsache überrascht, wie schnell sich der Unheimliche doch bewegen konnte.

Plötzlich stachen seine Hände vor. Sie verschwanden im Wasser, und Engelbrecht spürte sie wie Klammern an seinen Fußgelenken.

Er wußte, was kam, seine Hände schlugen auf den breiten Wannenrand, nur schaffte er es nicht mehr, sich dort festzuhalten. Er rutschte einfach ab, auch sein Kopf kippte nach vorn, das Kinn hämmerte gegen das quer laufende Lesebrett, das Weinglas fiel in die Wanne, und der Professor tauchte unter, weil Malapartus gezogen hatte.

Einige Luftblasen stiegen noch in die Höhe und zerplatzten auf der schaumigen Oberfläche.

Der Professor gab nicht auf. Seine Füße wurden noch festgehalten, so schlug er mit den Armen um sich, brachte das Wasser in Bewegung, es schwappte über, aber Malapartus riß noch stärker an den Beinen des Mannes, so daß der Oberkörper zwangsläufig unter Wasser blieb, auch wenn die Hände mal hervorschauten und nach dem Brett faßten, es losrissen, aber nichts damit erreichen konnten, denn es kippte ins Wasser und schwamm schaukelnd auf der Oberfläche.

Der Professor hätte bestimmt keine Chance gehabt, aber Malapartus ließ es zu, daß sich Engelbrecht zur Seite drehte und es schaffte, mit einer Hand den Wannenrand zu umklammern. Er drehte seine Finger förmlich darum und zog den Oberkörper hoch.

Malapartus ließ ihn gewähren. Keuchend tauchte der Archäologe aus

dem Wasser. Er hatte den Mund weit aufgerissen, sein Gesicht war verzerrt, er keuchte und atmete zur gleichen Zeit, was auch nicht klappte, aber für ihn war es wichtig, Luft zu bekommen.

Gierig schnappte er nach dem Sauerstoff, auch wenn dabei Wasser in seinen Mund rann und er versuchte, es wieder auszuspeien.

Der Eindringling hatte die Beine des Professors losgelassen. Seine dünnen, knotigen Finger näherten sich dem Kopf des Mannes und griffen in das nasse Haar.

Sie hielten fest, und mit diesem harten Griff zog er den Professor in seine alte Lage zurück.

Engelbrecht konnte sich ausruhen. Er dachte nicht mehr an den Feind, nur noch daran, normal atmen zu können. Seine Glieder zitterten, erst jetzt spürte er den Schock dieses wilden Überfalls.

Malapartus bewies Geduld. Er wartete so lange, bis Engelbrecht in der Lage war, reden zu können. Dabei beobachtete er ihn. Der Professor wischte durch sein Gesicht, er atmete ungleichmäßig, er trat um sich und schüttelte immer wieder den Kopf.

»Nun?«

Engelbrecht schrak zusammen. Er starrte auf das Haltebrett, das vor ihm auf dem Wasser trieb. Der ältere Mann fühlte sich ausgelaugt, erniedrigt, fast am Ende.

»Was wollen Sie?« Mühsam brachte er die Worte über die Lippen.

»Sie töten!«

Engelbrecht nickte. Es war eine matte, resignierend wirkende Geste. »Ja, mich töten, aber ich weiß nichts.« Ein Schauer überzog den Körper.

»Doch – Sie wissen zuviel!«

Engelbrecht wäre gern aus dem Wasser gesprungen und hätte es dem Mann gezeigt. Er fühlte sich einfach zu schwach. So blieb er hocken, drehte den Kopf und starrte gegen die Decke, die er von einem Künstler mit einem blassen Aquarell hatte bemalen lassen. »Sie sind kein Mensch aus dieser Zeit, nicht wahr? Sie kommen von weit her, vielleicht aus einem anderen Jahrhundert. Ich spüre es, ich habe mich mit Geschichte und Archäologie mein Leben lang beschäftigt. Malapartus, welch ein Name. Ein alter Name, so hieß man früher. Wer sind Sie?«

»Ich hüte den Schatz!«

»Dann hat Gisbert ihn gefunden?«

»Er wird nichts mehr davon haben. Ebenso wie Sie. Jeder, der sich dem Schatz nähert, wird seinen Fluch zu spüren bekommen, den die Templer damals ausgesprochen haben. Sie wollten es nicht, aber man zwang sie, als man sie jagte, folterte und tötete, nur um an ihre Schätze zu gelangen. Jetzt müssen andere dafür zahlen.«

»Sie waren in Frankreich.«

»Dort ist das Schlimmste von allem passiert. Doch die Aktion wurde verraten. Vielen von ihnen gelang die Flucht. Sie verschwanden, versteckten sich in anderen Ländern und brachten auch dort ihre Schätze hin.«

»Ja, das Gold hat die Menschen verrückt gemacht!« flüsterte der Professor. »So war es schon immer.«

Malapartus nickte. »Aber das Gold kann auch töten. Ich habe dafür gesorgt. Auch Sie werden durch die Kraft des Goldes sterben, so habe ich es beschlossen.« Die Finger seiner Hände bewegten sich wie Krallen, als sie über das Gesicht des Mannes strichen. Plötzlich umfaßten sie auch den Hals des Professors.

Engelbrecht war starr sitzen geblieben. Er hatte sich wehren wollen, kam aber nicht dazu. Es war einfach zu schlimm, dieser Malapartus besaß Gewalt über ihn.

Sein Blick bannte.

»Tot!« flüsterte Malapartus. »Tot wirst du bald sein. Erstickt am Gold der Templer.« Mit einer Hand hielt er den Hals des Professors fest, mit der anderen griff er unter seinen langen Radmantel und holte den Gegenstand hervor, der so immens wichtig gewesen war, auch für seinen Schüler Gisbert Neumann.

Es war ein Goldklumpen. Kein Barren, ein faustgroßer Klumpen Gold, eingeschmolzen und in eine runde Form gegossen, wo das Edelmetall hatte erkalten können.

»Daran wirst du ersticken!« versprach Malapartus. »Ersticken am Gold, wie jemand, der nicht genug davon bekommen kann.«

Jetzt wehrte sich Engelbrecht. Er stemmte seine Hacken gegen den Boden, rutschte jedoch ab, weil Malapartus den Druck seiner Hand nicht verminderte.

»Gold ist ein besonderes Metall. Es hat die Menschen in seinen Bann gezogen und wahnsinnig gemacht.« Wieder redete er leise, aber akzentuiert. »Sie alle wollten das Gold. Immer haben sie versucht, es künstlich herzustellen, sie jagten ihm nach, niemand dachte über den Fluch nach, den das Metall beinhaltet. Sie werden diesen Fluch zu spüren bekommen, Professor. Er wird Sie vernichten, umbringen, Sie werden ersticken!«

Bei dieser Rede war die Hand mit dem Klumpen nicht ruhig geblieben. Malapartus drückte sie vor und näherte sie dem Kopf des Professors. »Es ist hart«, flüsterte er dabei. »Noch ist es hart, aber es wird unter meinen Kräften weicher. Ich besitze die Macht, das Gold zu formen. Ich, der Hüter des Schatzes. Unter dem Druck meiner Hände wird es weich wie Käse, dann erinnert es an gelben Sirup, der sich auf Ihrem Kopf verteilen wird, Professor…«

Engelbrecht hatte den Mund weit aufgerissen. Er saugte die Luft ein und atmete pfeifend, seine Kehle saß zu, aber Malapartus hatte seine

große Freude.

Aus seinem Gesicht war eine Fratze geworden, in der sich dieses Gefühl abzeichnete. Die Finger der linken Hand gruben sich in den Goldklumpen, der tatsächlich unter dem Druck weich wurde, so wie Malapartus es versprochen hatte.

Engelbrecht konnte nicht sprechen. Zum einen drückte die Hand seine Kehle so weit zu, daß er gerade noch Atem holen konnte, zum anderen war er zu sehr fasziniert.

Welche Kräfte mußte jemand besitzen, der so etwas schaffte! Malapartus senkte seinen linken Arm. Die Hand mit dem schmelzenden Klumpen befand sich dicht über seinem Kopf. Es konnte nur Sekunden dauern, dann fielen die ersten Tropfen.

»Schauen Sie genau hin!« wisperte Malapartus. »Sehen Sie sich alles sehr gut an…«

Der Professor konnte nicht anders. Er mußte einfach hinstarren und erkannte, daß sich der erste Tropfen zwischen Malapartus' Fingern gebildet hatte und nach unten fiel.

Er traf seine Stirn!

Malapartus lachte, aber Engelbrecht hatte das Gefühl, von einer heißen Säure erwischt zu werden. Er hörte noch das Zischen, dann erst kam der Schmerz, und sein Gesicht verzerrte sich. Dabei hatte er die Stirn in Falten gelegt, und das Gold auf seinem Kopf fand trotzdem den richtigen Weg.

Es rann über die Falten hinweg und in die kleinen Täler zwischen ihnen. Schon bald hatte es den Nasenflügel erreicht und auch die Wange.

»Du wirst es schmecken können!« flüsterte Malapartus. »Es dauert nicht mehr lange, dann läuft es dir in den Mund. Das Gold trinken – ist so etwas nicht herrlich…?«

Wieder fielen die Tropfen. Diesmal waren es zwei, die auf das Gesicht des Mannes klatschten. Wieder diese Hitze, das Brennen, und Engelbrecht hielt es nicht aus.

Sein Schrei hallte durch das Bad, aber gleichzeitig hörte er eine andere Stimme.

Irgendwo im Haus brandete sie auf.

»Professor Engelbrecht, wo sind Sie?«

Schwach war die Stimme nur zu vernehmen gewesen, doch auch Malapartus hatte sie gehört.

Auf dem Wannenrand blieb er zwar sitzen, aber seine Haltung versteifte sich. »Ich glaube«, sagte er dann, »an diesem Tage wird der Fluch des Goldes noch andere Menschen treffen…«

***

Professor Engelbrecht wohnte tatsächlich idyllisch und gar nicht mal

weit von Frankfurt weg. Wir waren die Autobahn in Richtung Köln gefahren und hatten sie bei Wiesbaden-Niederhausen verlassen. Auf den Höhen rollten wir weiter, sahen Wiesbaden talwärts liegen, fuhren die Stadt aber nicht an, sondern daran vorbei.

Ein wunderschöner Herbsttag hüllte uns ein. Der Frühnebel war längst verschwunden, die Sonne strahlte hellweiß am Himmel. Ihre Strahlen besaßen noch die Kraft, den Wagen aufzuwärmen.

Und der Manta tat seine Pflicht. Ein paarmal hatte mich Will Mallmann darauf aufmerksam gemacht, ich hatte nur still gelächelt. Bald erreichten wir einen kleinen sauberen Ort, in dem ich zahlreiche Weinlokale sah. Touristen saßen vor den Häusern und tranken ihren Schoppen. Diese Zeit war ideal für Gruppenausflüge.

»Wohnt hier nicht der Professor?« fragte ich.

»Fast«, erwiderte Will, stoppte an einer Ampel und ließ das rechte Blinklicht aufflackern. »Er lebt etwas außerhalb. Wir müssen noch zwei Minuten fahren.«

Die Tour führte uns an einem Hang vorbei. An seinem Ende standen kleine Reihenhäuser, die sehr bald verschwanden und einem herbstlich buntgefärbtem Waldstück Platz schufen.

Wir mußten wieder nach rechts abbiegen. Die Straße war ziemlich schmal, führte in Kehren in die Höhe. Jenseits des Waldstücks sahen wir die Dächer großer Häuser über die Kronen der Bäume hinwegschimmern.

»Das sind die Villen der Leute, die nicht so gern von außerhalb gesehen werden wollen.«

»Ich kenne sie ja. Denk mal an die elektronische Hölle, die wir hier in der Nähe erlebt haben.«

»Genau, Mike Broicher.«

Bis zum Haus des Professors war es tatsächlich nur ein Katzensprung. Das Gebäude selbst lag in einem Park. Auf dem Kiesweg, der die Auffahrt bildete, lagen Blätter.

Ob unsere Ankunft bemerkt worden war, sahen wir nicht, aber das Tor war nicht geschlossen. Wir rollten bis vor das Gebäude mit dem breiten Eingang, und Will stoppte.

Wer hier lebte, dem standen große Zimmer zur Verfügung. Sowohl in der ersten Etage als auch unten.

Will stand als erster vor der Tür. Er wollte schellen, als ihm auffiel, daß die Haustür nicht geschlossen war.

Der Kommissar drehte sich verwundert zu mir um. »Das ist ungewöhnlich. Zumeist läßt man die Türen nicht offen.«

»Ich weiß.«

»Sollen wir hier reingehen oder uns trennen?«

»Drück schon auf.«

Das Haus lebte. Es war kein organisches Leben, ich möchte es anders

erklären. Es besaß eine gewisse Atmosphäre, wie man sie nicht oft findet. Wer hier wohnte, dessen Schatten war auch vorhanden, wenn der Bewohner nicht zu Hause war.

Professor Engelbrecht war ein weitgereister Mann. In der großen Diele standen Dinge, die er von seinen archäologischen Reisen mitgebracht hatte. Fundstücke aus alter römischer und etruskischer Zeit. Die meisten Teile wurden durch Glasvitrinen geschützt und standen dabei auf höheren Sockeln.

Dennoch störte mich die Leere. Sie kam mir irgendwie fremd vor, auch Mallmann fühlte sich unwohl. Er stand an der Treppe, eine Hand auf das Geländer gelegt.

»Ergeht es dir auch so, John? Hast du nicht ebenfalls das Gefühl, als wäre jemand im Haus?«

»Ja.«

»Wir hätten doch klingeln sollen.«

Ich ging auf ihn zu, blieb neben ihm stehen und rief den Namen des Professors nach oben.

Wir bekamen keine Antwort.

»Ist er nicht zu Hause, John?«

»Keine Ahnung.«

Der Kommissar hob die Schultern. »All right, es bleibt uns nichts anderes übrig, als das Ding zu durchsuchen. Komm.«

Wir gingen die Treppe hoch. Mit jeder Stufe, die wir zurücklegten, wuchs bei mir das Gefühl des Unbehagens. Mir gefiel das Haus zwar sehr gut, doch sein Innenleben weniger.

Es war auch nicht so ruhig. Zwar konzentrierten wir uns auch auf unsere Schritte, aber wir vernahmen von oben her doch Geräusche, die wir nicht einordnen konnten.

»Das ist Engelbrecht.« Diesmal rief der Kommissar den Namen des Professors.

Er hatte das gleiche Pech wie ich und bekam ebenfalls keine Antwort. Ich schluckte und ging schneller. Weshalb ich das tat, wußte ich selbst nicht. Es war irgendeine Kraft, die mich antrieb, vielleicht auch ein Gefühl, etwas falsch gemacht oder versäumt zu haben. Genau konnte ich es nicht sagen und sah in der ersten Etage die zahlreichen Türen, die zu den einzelnen Zimmern führten.

Nach drei Schritten blieb ich stehen. In meinem Nacken spürte ich das kalte Gefühl. Es war der Sinn für eine Gefahr. Er hatte sich bei mir im Laufe der Zeit deutlicher hervorkristallisiert als bei den anderen Menschen.

»Was hast du?«

Mallmann bekam auf seine Frage keine Antwort. Auf dem weichen Teppich bewegte ich mich vor. Der Gang war sehr breit. Vor den hell gestrichenen Wänden standen große Töpfe, aus denen die langen

Gewächse wie grüne, gebogene Arme hervorschauten. Dazwischen hingen Bilder. Meist moderne Graphiken.

Ich hörte ein leises Stöhnen. Dennoch fand ich heraus, daß es vor uns aufgeklungen war, und zwar dort, wo der Gang mit einer breiten Tür abschloß.

Da mußte ich hin.

Plötzlich hatte ich es eilig. Mit großen Schritten überbrückte ich die trennende Distanz und rammte die Tür auf…

***

Das Bild war schrecklich!

Ich hatte den Professor noch nie zuvor gesehen, wußte jedoch, daß nur er es sein konnte, der in der mit Wasser gefüllten Wanne hockte.

Wie er die Arme ausgebreitet hatte, kam es mir vor, als ob er sich mit letzter Kraft an den Rändern festklammerte.

Er starrte mich an, aber ich hatte das Gefühl, als würde er mich nicht sehen.

Hinter mir vernahm ich Will Mallmanns Reaktion, denn auch ihn hatte das Bild geschockt.

Nicht weil Engelbrecht in der Wanne hockte. Es war allein sein Zustand, den man als gefährlich einstufen konnte. Die Haare sahen wir nicht, denn sie wurden von einem gelben Schmier verdeckt, der sich nicht nur auf dem Kopf verteilt hatte, sondern an seinem Gesicht nach unten geflossen war und es bereits zur Hälfte verdeckte.

Auch die Schultern und der Arm hatten etwas abbekommen. Nur noch die linke Gesichtshälfte war noch ziemlich frei, auch wenn jetzt feine Goldrinnsale über sie hinwegflossen und sich hinein in die Hautfalten preßten.

Das flüssige Gold war ebenfalls in ein Auge gedrungen. Er konnte uns nur mehr mit dem linken erkennen.

Mein Zögern und das Beobachten hatte vielleicht drei, vier Sekunden gedauert.

Gleichzeitig hatte ich mir auch einen Eindruck von der Einrichtung des Badezimmers verschafft, die von den üblichen abstach.

Auch die Größe des Raumes war außergewöhnlich.

Ich hatte keine weitere Person entdecken können und sprang auf Engelbrecht zu.

Als ich ihn erreichte, verließen ihn die Kräfte. Er sackte zurück, der Kopf fiel nach hinten, und er wäre bestimmt in das Wasser gerutscht und ertrunken, wenn es mir nicht rechtzeitig gelungen wäre, ihn aufzufangen.

Ich schob meine Hände unter seine Achseln, hielt ihn fest und wuchtete ihn dann hoch.

Es war nicht einfach, den schweren Körper aus der Wanne zu ziehen,

auch wenn man den Professor nicht gerade als Schwergewicht bezeichnen konnte. Dennoch schaffte ich es, keuchte dabei und trug ihn zur Liege, um ihn dort niederzulegen.

Auf dem Wasser schwamm weiteres Gold. Es hatte einen feinen Film gebildet, war leichter als Wasser und mußte wirklich so dünn wie Blattgold sein.

Der Professor lag auf dem Rücken. Ich tastete nach Herz- und Pulsschlag. Der war noch vorhanden, und ich dachte wieder daran, wer diesen Menschen so zugerichtet hatte. Wir mußten ihn in seiner Arbeit gestört haben. Wären wir nicht so rechtzeitig gekommen, hätte Engelbrecht das gleiche Schicksal erlitten wie Gisbert Neumann, dessen Anblick mir immer im Gedächtnis bleiben würde.

»Will, komm her, ich…«

Mallmann gab keine Antwort. Ich drehte mich in Richtung Tür.

Dort hätte der Kommissar eigentlich stehen müssen. Er stand aber nicht da. Die Tür war verschlossen, und von Mallmann sah ich nicht eine Fußspitze…

***

Mir wurde eiskalt. Nicht allein wegen der Tatsache, daß Will Mallmann verschwunden war, sondern auch deshalb, weil ich es nicht mitbekommen hatte. Da mußte jemand das Bad betreten haben, als ich mich mit dem Professor beschäftigte, und ich hatte diesem Unbekannten meinen deckungslosen Rücken zugewandt.

Kein gutes Gefühl, wenn ich ehrlich sein sollte, und ich bekam automatisch eine Gänsehaut.

Mein Blick blieb auf die Tür gerichtet. Sie war verschlossen. Jemand hatte sie leise zugedrückt. Diese Person mußte auch Mallmann lautlos weggeschleift haben.

Leider konnte ich mich nicht um Engelbrecht kümmern. Mit gezogener Beretta ging ich auf die Tür zu, wartete noch einen Moment und zog sie dann vorsichtig auf.

Hätte mich jetzt jemand attackiert, wäre ich schneller gewesen.

Den Finger brauchte ich nicht zu krümmen, mein Blick fiel in einen leeren Gang, der trotzdem noch etwas anderes aufwies als bei unserem ersten Kommen.

Auf dem Teppich zeichneten sich Spuren ab. Keine Fußspuren.

Dafür kleine goldene Flecke, die ich genau verfolgen konnte. Erst am Beginn der Treppe waren sie nicht mehr zu sehen.

Die Gänsehaut blieb, als ich an den Türen vorbeischlich. Jeden Augenblick konnte eine von ihnen aufgestoßen werden, um eine Gefahr zu entlassen.

Sie blieben verschlossen.

Ich erreichte die Treppe. Von hier oben konnte ich über die Stufen

hinweg bis in die Diele schauen. Leider lag Will Mallmann dort auch nicht. Derjenige, der ihn überfallen hatte, mußte sich im Haus verdammt gut auskennen.

Auch das Gold sah ich nicht mehr, machte wieder kehrt und nahm mir vor, die einzelnen Zimmer zu durchsuchen.

Die ersten drei waren bis auf die Einrichtung leer. Beim vierten Raum, der dicht vor dem Bad lag, hatte ich Mühe mit der Tür. Ich konnte sie zwar öffnen, aber nicht aufstoßen, weil hinter ihr auf dem Boden ein Hindernis lag.

Es war nicht schwer herauszufinden, wer es wohl sein könnte. Sekunden danach bekam ich die Bestätigung, als ich mich durch den Türspalt gedrückt hatte.

Vor meinen Füßen lag der Kommissar!

Zunächst bekam ich einen heißen Schreck, bückte mich und sah, daß auf Wills Stirn eine Beule wuchs. Mallmann war nicht bewußtlos, aber außer Gefecht gesetzt. Ich schleifte ihn von der Tür weg und legte ihn neben einem Sessel auf den weichen Teppich.

»John…«

»Okay, Will, was war los? Kannst du dich daran erinnern?«

»Kaum.«

»Versuche es.«

Er grinste schief. »Ich Idiot habe nicht einmal etwas bemerkt. Plötzlich erwischte mich der Hammer am Schädel. Den Luftzug konnte ich noch spüren, dann war es vorbei.«

»Hast du nicht gesehen, wer…?«

»Nein, John, nein. Wenn ich mich beim Fallen gedreht hätte, dann ja. So hat mich der Hammer überrascht. Man fing mich noch auf, mehr weiß ich nicht. Als ich wieder etwas zu mir kam, lag ich in einem anderen Zimmer. Dann bist du schon erschienen.«

»Es muß die Person gewesen sein, die auch Engelbrecht hat umbringen wollen. Ich sah goldene Spuren im Flur.«

»Kann ich mir vorstellen. Und was jetzt?«

»Ich suche ihn.«

»Der wird das Haus verlassen haben.« Will faßte mich an. »Laß mich nicht hier liegen. Setz mich in einen Sessel.«

»Aber du bist…«

»Mach schon, John. Ich bin kein kleines Kind mehr.«

Der Kommissar hatte seinen eigenen Willen, gegen den kam ich nicht an. Ein Sessel stand in der Nähe. Es war wieder mühsam, den Kommissar dorthin zu schleifen. Ich befürchtete schon, daß er mir unterwegs bewußtlos werden würde, aber schließlich lag er doch dort und streckte seine Beine aus.

»Hast du noch deine Waffe?«

»Ja, die vergaß der Typ!«

»Gut, dann paß auf. Ich schaue mir das Haus noch von unten bis oben an. Irgendwo muß er ja stecken.«

»Der wird schon längst verschwunden sein«, preßte Will Mallmann hervor. »Außerdem ist der Garten verdammt groß.«

»Abwarten.«

Ich drehte mich um, als es passierte. Zum Glück hatte ich meinen Blick auf die Zimmertür gerichtet, die aber flog nicht nur auf, sie wurde auch in der Mitte zerfetzt, denn das Geschoß war mit ungemein starker Wucht dagegen gerammt.

Es war keine Kugel, ein fast kopfgroßer Goldklumpen hatte die Tür zerstört und raste auf mich zu…

***

Er erinnerte mich an einen Kometen ohne Schweif. Zwar war er nicht so schnell wie dieser, doch ich befand mich plötzlich in Lebensgefahr. Wenn mich der Klumpen erwischte, war es aus.

Er kam wie ein Geschoß, ich aber sprang zur Seite, ging gleichzeitig zu Boden und hörte, wie er mit einem dumpfen Laut gegen die Wand hämmerte. Als ich aufsprang, riß ich gleichzeitig einen Tisch in die Höhe. Die Platte war zwar nicht besonders dick, aber etwas von der Wucht würde ich dem Goldklumpen nehmen können.

Er kam zurück.

Wie ein Ball, den jemand hochgeworfen hatte. Eine kompakte Masse, die auch der Tisch nicht aufhalten würde, deshalb schleuderte ich das Möbelstück in die Flugbahn des Goldklumpens, und beide prallten zusammen, wobei ich mich wieder von der mörderischen Kraft des Wurfgeschosses überzeugen konnte.

Der Tisch wurde zerstört, und der Klumpen erwischte mich zum Glück nicht.

Er fand seinen Weg in Richtung Tür, und ich sah, daß er wie ein lässig geschleuderter Ball von einer Gestalt aufgefangen wurde, die plötzlich vor der Tür und bei uns im Zimmer stand.

Die Gestalt war aus dem Nichts gekommen. Ein Mann mit goldenem Schmier an den Händen stand da und fing den Klumpen geschickt auf.

Ich war konsterniert. Nicht allein darüber, daß die Gestalt so plötzlich aufgetaucht war, nein, ich wußte auch, daß ich einen Mörder vor mir sah, aber einen Killer, der einfach nicht in unsere heutige Zeit passen wollte.

Der Mann trug einen langen, altertümlichen Mantel aus graubraunem Sackleinen. Das Kleidungsstück reichte bis auf seine Füße, und es war sehr hoch geschlossen. Aus den weiten Ärmeln schauten Hände wie knorrige, dünne Zweige hervor, und sie hielten den Goldklumpen fest, als wäre er ein Spielzeug.

Er starrte mich an. In seinen Augen las ich eine tödliche Drohung.

Ich richtete mich schon auf eine Auseinandersetzung ein, als er sich plötzlich zurückzog und im Gang verschwand.

Sofort war ich da – und sah ihn nicht mehr. Der Unbekannte hatte sich aufgelöst.

Schwitzend lehnte ich mich gegen den Türpfosten und sah ihn nicht. Der Unbekannte hatte sich buchstäblich in Luft aufgelöst.

Ich wußte, daß es diese Dinge gab, schluckte einige Male und betrat das Bad, denn dort hatte ich ein Telefon gesehen. Der Professor mußte unbedingt in ärztliche Behandlung.

Während ich anrief, beobachtete ich ihn. Er jammerte vor Schmerzen. Manchmal hob er die Arme, um die Stellen abzutasten, wo das Gold klebte, aber es gelang ihm nicht, es abzureiben.

»Die Hilfe ist unterwegs«, versprach ich ihm.

Mit dem linken Auge schaute er mich an. »Hilfe?« fragte er leise und brachte so etwas wie ein Kopfschütteln zustande. »Nein, ich glaube nicht, daß mir noch jemand helfen kann.«

»Man wird das Gold abwaschen oder abkratzen. Verlassen Sie sich darauf.«

Er ging nicht auf meine Bemerkung ein. »Sie müssen ihn finden. Sie müssen ihn stellen.«

»Wer ist es, Professor?«

»Mala… Malapartus!«

»Den Namen habe ich nie gehört!«

Engelbrecht drehte sich, so daß er jetzt seitlich lag. »Namen sind wie Schall und Rauch. Dieser hier hat die Zeiten überlebt, das sagte er mir. Er ist der Hüter des Schatzes.«

»Sie sprechen von dem Templer-Schatz.«

»Natürlich.«

»Dann hat Neumann ihn gefunden?«

»Das muß wohl so sein. Ich war ja unterwegs.«

»Hat er Sie nicht eingeweiht? Schließlich war er ihr Schüler?«

»Kaum. Vor meiner Reise erzählte er mir, daß er endlich dicht vor dem Erfolg steht.« Vor Schmerzen konnte der Professor kaum reden, trotzdem stellte ich ihm noch eine Frage.

»Wo befindet sich der Schatz?«

»Davon hat er nichts gesagt.«

»Auch nicht ungefähr?«

Der Mann quälte sich, das war zu sehen. Seine Schmerzen nahmen ständig zu. Er hob einen Arm und tastete dorthin, wo sich das Gold in seinem Gesicht verteilt hatte. »Es brennt!« flüsterte er. »Verdammt, es brennt mir die Haut ab.« Wieder drehte er sich, aber die Schmerzen blieben.

»Bitte, Professor, denken Sie nach…«

»Das… das war nicht weit weg.«

»Wo genau?«

»Er hat in der Nähe gewohnt. Gisbert wollte sich einquartieren. Der Odenwald, er ist einsam und…« Engelbrecht riß den Mund auf.

Sein gesundes Auge nahm einen noch starreren Blick an, bevor er sich verdrehte und der Mann in eine tiefe Bewußtlosigkeit fiel.

Da war nichts zu machen.

Ich richtete mich wieder auf und war froh, überhaupt eine Information erhalten zu haben. Dann ging ich zum Fenster. Sehr leicht ließ es sich öffnen.

Mein Blick fiel nicht nur in den Park, auch darüber hinweg, bis zu den sanften Hügeln des Taunus, wo ein bunter, herbstlicher Blätterwald ein prächtiges Bild bot, das mir vorkam wie ein Gemälde. Es war fast windstill. Eine in der Luft schwebende Feder wäre kaum weggeweht worden.

Ich schaute mir die Wanne an. Auf der Wasserfläche schwamm das sehr dünne Gold. Gedanken durchströmten meinen Kopf. Ich hatte einen Namen erfahren. Malapartus, der Hüter des Schatzes.

Für mich war er jetzt schon mehr als ein Hüter, denn meiner Ansicht nach war es ihm gelungen, den Schatz magisch zu beeinflussen, denn wer konnte schon fliegende Goldklumpen dirigieren?

Malapartus besaß Kräfte, die ein Mensch normalerweise nicht besaß. Stellte sich die Frage, wer ihm diese Kräfte mit auf den Weg gegeben hatte. Für mich gab es da nur eine Lösung.

Das mußte der Teufel gewesen sein oder aber Baphometh, einer der Stellvertreter und jemand aus der gefährlichen Gruppe um Luzifer. Ihm traute ich so etwas durchaus zu.

Meine Hände waren feucht geworden. Ich hörte in der Ferne die Sirene des Unfallwagens, die die Stille zwischen den Hügeln zerschnitt. Ich drehte mich um und untersuchte den Professor noch einmal.

Er lebte…

Diesmal hatte der Mörder Pech gehabt. Aber ich wußte jetzt, wie gefährlich er war und daß ich mich verdammt vorsehen mußte…

***

Malapartus hatte seine ihm anvertraute Aufgabe nicht ganz erledigen können, und darüber war er betrübt. Man hatte ihn vor langer Zeit als Hüter des Templer-Schatzes auserwählt und ihm so lange das Leben versprochen, wie auch der Schatz vorhanden war.

Über Hunderte von Jahren existierte er jetzt. Er hatte den Wandel der Zeiten mitbekommen und auch erlebt, wie die gewaltigen Maschinen sich immer näher an den Ort herangefressen hatten, wo der Schatz verborgen lag. Die Menschen hatten dieses Gebiet als Steinbruch bezeichnet. Auch früher waren hier schon Steine

weggeschleppt worden. Wenn die Maschinen weiter arbeiteten, würden sie den Schatz bald erreicht haben.

Soweit durfte es nicht kommen.

Noch war der Templer-Schatz geschützt, und keiner der Arbeiter ahnte, was sich da in unmittelbarer Nähe befand. Aber sie wurden beobachtet. Es war Malapartus, der sich in Deckung der Bäume hielt und von dieser hoch gelegenen Stelle aus in den tiefen Steinbruch hinabsehen konnte.

Damals, als man ihn hier verborgen hatte, war der Wald noch dichter gewesen. Da hatte es kaum ein Durchkommen gegeben. Die Templer mußten sich den Weg freischlagen durch das Dickicht und das Unterholz. Sie hatten eine gute Stelle gewählt, ein alte Höhle, deren Eingang nur derjenige kannte, der genau wußte, wo er suchen mußte. Ansonsten war er von wild wachsendem Brombeergestrüpp verdeckt.

Malapartus wußte, daß sich die Gefahr mehr als verdoppelt hatte.

Ihm war klar, daß er etwas unternehmen mußte. Schaffte er es nicht, war auch sein Leben beendet.

Und so war er zurückgekehrt und beobachtete die gefräßigen Bagger, die Kies und Gestein aus den Hängen schaufelten, um es auf die LKWs zu laden.

Diese Gefahr schätzte der heimliche Beobachter als nicht so groß ein wie die, die ihm von dem Professor drohte. Er wußte auch, daß der Mann noch lebte und daß er seine Informationen sicherlich an die beiden Besucher weitergegeben hatte.

Gern hätte Malapartus sie getötet. Doch er hatte instinktiv gespürt, daß ihm mit diesen beiden Männern Gegner erwachsen waren, die sehr viel Kraft und Macht besaßen.

Das gefiel Malapartus überhaupt nicht. Wie ein Schemen tauchte er ein in den dichten Wald und bewegte sich lautlos und schattenhaft zwischen den Bäumen hindurch.

Er hatte eine besondere Gabe mitbekommen. Durch die Kraft der Hölle war es ihm gelungen, seinen Körper in einen feinstofflichen umzuwandeln. Hindernisse gab es für ihn nicht mehr. Er schritt einfach hindurch, als wären sie nicht vorhanden.

So bewegte er sich auch innerhalb des Waldes. Wenn ihn jetzt jemand gesehen hätte, er hätte diese Person für einen Geist gehalten.

Der Lärm des Steinbruchs blieb hinter Malapartus zurück. Manchmal zuckte es um seine Lippen. Dann dachte er daran, daß er sich der Zeit angepaßt hatte. Aus dem Gold waren Kugeln hergestellt worden. Ein Juwelier und Feinmechaniker hatte dafür Sorge getragen. So konnte er sich auch mit den Waffen verteidigen, wie sie auch von den Menschen dieser Zeit benutzt wurden.

Pistolen und Revolver sagten sie dazu.

Im Wald war es still. Tiere merken, wenn sich etwas Böses

anschleicht. So war es auch hier. Mit dem sicheren Instinkt fanden sie heraus, daß sich ein Teufel durch ihr Revier bewegte, und sie nahmen fluchtartig Reißaus.

Malapartus kümmerte sich darum nicht. Er glitt einen mit einem dicken Blätterteppich bedeckten Hang hinab und schwebte auch über ein schmales Rinnsal, das irgendwo in der Tiefe des Waldes im Boden versickerte.

Wenige Meter entfernt befand sich sein Ziel. Die dichte Hecke verbarg den Höhleneingang, der unterhalb eines aus der Erde schauenden dichten Wurzelwerks schaute. Die Wurzeln der Eiche sahen aus wie gewaltige, krumme Finger, als sie aus dem Boden ragten und sich im Erdreich hart festklammerten.

Das Gestrüpp war für Malapartus kein Hindernis. Er glitt einfach hindurch und bewegte sich in der Tiefe der Erde weiter. Absolute Dunkelheit umgab die Gestalt.

Hier war sein Grab gewesen, hier hatte er lange Jahrhunderte gewartet, und als Geist schwebte er weiter, bis er vor sich ein geheimnisvolles Leuchten sah.

Eine Energiequelle aus böser, magischer Kraft, die dafür sorgte, daß ihm nichts passierte.

Baphometh stand dort!

Häßlich war die kleine, geduckt dastehende Statue anzusehen. Sie hockte auf einem unebenen Steinsockel. Die beiden Karfunkelsteine als Augen leuchteten fahl, die dünnen Bartfetzen besaßen Ähnlichkeit mit denen bei Malapartus. Aus der breiten Stirn in dem dreieckigen und dennoch leicht gerundeten Gesicht wuchsen die beiden Hörner. Der Mund war zu einem Grinsen verzogen und sah aus wie eine auf dem Rücken liegende Mondsichel. Wie zum Spott wuchsen aus seinem Rücken zwei schwarze Flügel, die daran erinnern sollten, daß er gern als Engel anerkannt werden wollte.

In seiner Nähe lag der Schatz.

Damals, als die Templer zerschlagen wurden, hatte eine Gruppe der Baphometh-Templer nach einer langen Irrfahrt den Weg in dieses Gebiet gefunden, um ihrem Herrn und Meister gleichzeitig ein Zeichen zu setzen. Sie hatten die Statue mitgebracht und sie auch als Wächter zurückgelassen, damit der eigentliche Hüter seine Kraft aus ihr schöpfen konnte.

Als Malapartus in die Nähe der Gestalt geriet, glühte er für einen kurzen Moment grünlich auf. Dann hatte er seine Gestalt wieder und ging als Mensch die letzten Schritte.

Er grüßte die Figur Baphomeths mit einem demutsvollen Kopfnicken, bevor er sich in den Hintergrund der Höhle begab, wo sich das befand, um das sich alles drehte.

Der Schatz!

Die Templer hatten ihn damals in Eisenkisten verpackt, die auch noch nach Jahrhunderten vorhanden waren. Zwei Kisten waren es, deren halbrunde Deckel durch Kettenschlösser befestigt worden waren. Für Malapartus bedeutete dies kein Hindernis. Er besaß die richtigen Schlüssel, um die Deckel zu öffnen.

Innerhalb kurzer Zeit war dies geschehen. Langsam stemmte er sie hoch und schaute auf das, was in den Kisten lag.

Es war wie im Märchen!

Herrliches, funkelndes Gold, Barren und Klumpen lagen auf dünnem Goldstaub. In der zweiten Kiste befand sich das verarbeitete Gold. Erlesene Schmuckstücke wechselten sich ab mit goldenem Tafelgeschirr. Die Templer hatten es damals verstanden, richtig zu leben.

Einige Dinge nahm Malapartus in seine knotig wirkenden Hände.

Er hielt sie hoch, starrte sie an und schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte er laut, »nein, ich werde es nicht zulassen, daß dieser Schatz in fremde Hände gerät. Die Templer brauchen ihn, wenn sie ihre Machtposition festigen wollen. Ich bin der Hüter des Schatzes, und ich werde dafür sorgen, daß er so lange hier in der Höhle bleibt, bis jemand kommt und ihn abholt. Nur für einen ist er bestimmt. Für Baphomeths Vertreter in dieser Welt und Zeit…«

Nach diesen Worten legte Malapartus die kostbaren Gegenstände vorsichtig wieder zurück. Auf telepathischem Wege hatte er bereits mit demjenigen Kontakt aufgenommen, der sich des Templer-Schatzes annehmen wollte. Es war ein Mann namens Vincent van Akkeren.

Gold und Geld machten unabhängig. Und van Akkeren mußte unabhängig bleiben, damit er seine Aufgaben als menschlicher Baphometh erfüllen konnte.

Malapartus verschloß die Truhen wieder und wandte sich um. Mit leisen Schritten näherte er sich der kleinen Statue, deren Augen von innen strahlten und leuchteten.

Malapartus blieb vor ihr stehen. »Ja«, sagte er. »Ich fühle es. Du lebst, du willst mir eine Botschaft vermitteln. Kommt er schon?«

Baphomeths Augen verdunkelten sich für einen Moment, dann strahlten sie noch heller, und Malapartus hatte verstanden. »Es ist gut«, flüsterte er. »Ich weiß Bescheid…«

Er verließ die Höhle und stellte sich in den Wald, um Baphomeths Stellvertreter zu empfangen.

Vincent van Akkeren würde kommen, und er, Malapartus, hatte dann seine Pflicht erfüllt…

***

Es hatte einen leichten Ärger mit dem Arzt gegeben, weil dieser Kommissar Mallmann unbedingt bei sich behalten wollte, aber Will

hatte sich dagegen gewehrt.

Mit Erfolg, denn er bekam einige Tabletten, die er auch nahm, und eine Viertelstunde später ging es ihm angeblich besser.

Professor Engelbrecht war in das nächste Krankenhaus gebracht worden. Dort kümmerten sich die Ärzte um ihn. Ich hoffte, daß sie den Professor retten konnten.

Wir aber fuhren in Richtung Karlsruhe. Diesmal saß ich am Steuer, weil sich Will Mallmann noch ausruhen wollte.

Schon bald sah ich an der linken Seite die sanften Hügel und abgerundeten, tief bewaldeten Berge des Odenwalds, in dem man sich so prächtig erholen konnte.

Wir aber waren nicht gekommen, um uns zu erholen, wir mußten Malapartus finden.

Noch vor dem Neckar fuhren wir ab. Zuerst noch durch flaches Land, vorbei an kleinen Orten, die sehr nett aussahen, auch wenn an ihrer Peripherie Hochhaus-Siedlungen in den klaren, sonnigen Herbsthimmel wuchsen.

Später drangen wir ein in eine märchenhafte Landschaft mit verwunschen wirkenden Dörfern, engen, kehrenreichen Straßen und einer herrlich klaren Luft.

Der Ort, in dem sich Gisbert zurückgezogen hatte, lag ziemlich hoch. Man konnte die Lage schon als höheres Tal bezeichnen. Einige Einbahnstraßen machten mir ebenso zu schaffen, wie die Enge der Gassen, aber schließlich hatten wir unser Ziel gefunden und rollten auf einen kleinen Hinterhof, wo wir den Manta abstellten.

Ein Passat stand auch dort.

»Das ist Neumanns Fahrzeug gewesen«, sagte der Kommissar, als wir den Manta verließen.

Ich schaute in das Fahrzeug. Es war nichts Verdächtiges zu sehen.

Auf dem Rücksitz lag eine Decke, die allerdings meine Neugierde entfachte. Will und ich waren uns einig. Wir öffneten die Beifahrertür, die nicht verschlossen war.

Will suchte den Fond ab, ich kümmerte mich um das Handschuhfach. Viel fand ich nicht. Kugelschreiber, eine kleine Taschenlampe, zwei Schachteln Zigaretten, Tankquittungen und – fast nicht zu sehen, weil es so dunkel war – ein schmales Notizbuch, das ich sofort einsteckte.

Mallmann hatte es nicht mitbekommen. Er stand blaß neben der offenen Tür und stützte sich ab. »Hast du etwas gefunden?«

»Ja, ein Buch.« Ich holte es hervor.

»Schlag mal auf.«

Das tat ich auch. Wir beide sahen die Eintragungen, lasen aber noch nicht, weil wir erst mit der Wirtin sprechen wollten.

Wir hatten uns telefonisch angemeldet. Sie hieß Erika Mang und war schon seit einigen Jahren Witwe, wie sie dem guten Will Mallmann

am Telefon erklärt hatte.

Da wir nicht als Diebe kamen, sondern ganz offiziell, wollten wir das Haus auch durch den Vordereingang betreten. Es roch staubig, zudem war es still zwischen den Wänden, und wir mußten uns nach links wenden, um die dunkle Wohnungstür der Witwe zu erreichen.

Will schellte.

Hinter der Tür schepperte es, aber es kam niemand, um zu öffnen.

»Die Frau weiß doch Bescheid.«

Ich nickte.

Will Mallmann wollte es noch einmal versuchen, ich aber legte ihm meine Hand auf die Finger. »Laß es sein, Will, wir gehen so hinein.«

»Ahnst du Schlimmes?«

»Möglich.«

Der Kommissar schluckte. »Verdammt, John, diese Frau hat niemandem etwas getan. Wer sollte sie…?«

»Noch wissen wir nichts.«

Ich hatte mittlerweile mein Besteck aus der Tasche geholt. Jeder Einbrecher hätte daran seine helle Freude gehabt, denn was unsere Wissenschaftler ausgetüftelt hatten, war so stark.

Die Tür sprang auch sofort auf. Ich hielt sie an der Klinke fest. Aus der Wohnung drang kein Geräusch. Eine nahezu bedrückende Stille hielt uns umfangen.

Ich bewegte mich zuerst über die Fußmatte. Diese alten Häuser besitzen keine sehr großen Fenster. Durch das etwas grau aussehende Viereck sickerte auch nicht sehr viel Licht.

Eine sehr schmale Diele nahm uns auf. Mehr ein Korridor. Unter drei verschiedenen Türen konnten wir wählen.

Will huschte an mir vorbei. Seine Gestalt verdunkelte für einen Moment ein Fenster-Rechteck, dann drehte er sich und öffnete die erste Tür.

Ich war ihm noch nicht nachgegangen, sah aber, wie der Kommissar erschrak.

Mein bedrückendes Gefühl steigerte sich noch mehr und wurde zur traurigen Gewißheit, als der Kommissar zur Seite trat und mir den Blick in das Zimmer freigab.

Es war die Küche.

Sehr aufgeräumt, wie man es von einer ordentlichen Hausfrau erwartete. Die Hausfrau selbst aber war tot. Sie hockte auf einem Stuhl vor dem Küchentisch mit der hellen Platte. Ihr Kopf war nach vorn gesunken. Das Gesicht mußte die Platte berühren. Ungefähr dort, wo sich das Kinn befand, breitete sich eine rote Blutlache allmählich aus…

***

Wir gingen nicht näher, traten zurück, schauten uns an und zitterten beide.
Will fand als erster die Sprache wieder. Er hörte sich verdammt kratzig an. »Sag mir, daß ich träume, John. Verdammt, sag es mir.«
»Leider nicht.«
»Warum?« keuchte er, packte mich an den Aufschlägen der Jacke und schüttelte mich durch. »Warum, John? Weshalb hat dieser Malapartus so etwas Schreckliches getan?«
»Keine Ahnung, Will.« Ich holte durch die Nasenlöcher Luft. »Verflucht, ich weiß es nicht.«
»Was dann?«
Ich drehte mich um und schritt auf eine andere Tür zu, hinter der ein Wohnraum lag. In einem kleinen, etwas älteren Sessel dicht neben dem Fenster nahm ich Platz, und mein Blick war auf ein alpenländisches Gemälde gerichtet, das an der Wand hing.
»Malapartus«, flüsterte ich. »Verdammt noch mal, ist das wirklich seine Handschrift?«
»Mordschrift, meinst du wohl.«
»Oder auch das.«
»Ich kann es dir nicht sagen, John. Ich weiß es einfach nicht. Tut mir leid. Deine Gedankengänge sind mir einfach zu schwer oder komplex. Wieso sollte Malapartus es nicht getan haben?«
»Das kann ich dir sagen. Es ist nicht seine Art.«
Mallmann drehte sich auf der Tischkante sitzend um. »Was heißt das? Mord ist Mord.«
»Stimmt. Aber er hätte es anders gemacht.« Ich schnickte mit den Fingern. »Malapartus ist auf Gold spezialisiert. Er nimmt es auch für einen Mord. Entweder goldene Kugeln oder aber die rasenden Klumpen oder Barren. So killt er.«
Der Kommissar überlegte. »Ich will dir nicht widersprechen, John. Die Frage ist nur folgende. Wenn Malapartus diesen furchtbaren Mord nicht begangen hat, wer kommt dann dafür in Frage?«
Ich hob die Schultern. »Keine Ahnung. Jedenfalls gehe ich davon aus, daß wir es mit zwei Gruppen zu tun haben.«
»Oder mit einem Helfer des Malapartus.«
»Das ist auch möglich.«
Mallmann rieb sein Gesicht. »Ich hätte nicht gedacht, daß die Sache noch schlimmer werden könnte. Wir müssen unbedingt das Gold und diesen Malapartus finden, bevor er noch mehr Unheil anrichten kann. Sonst komme ich nicht mehr in den Schlaf.«
»Kann ich verstehen.«
»Wie geht es jetzt weiter? Wir haben eine Leiche gefunden, John, und müßten normalerweise die Kollegen anrufen.«
»Ja, das müßten wir.«

»Wie ich dich kenne, bist du dagegen.«

Ich holte eine Zigarette aus der Schachtel und zündete mir das Stäbchen an. »In der Tat, Will, habe ich keine Lust, noch mehr Zeit zu verlieren. Außerdem spielt es keine Rolle, wenn wir die Mordkommission einige Stunden später alarmieren.« Ich blies den Rauch scharf gegen den Fußboden. »Wir müssen den oder die Killer stellen.«

»Wie hast du dir das gedacht?«

Während ich das kleine Notizbuch hervorholte, klemmte ich die Zigarette zwischen meine Lippen. »Vielleicht hat Gisbert Neumann einige Informationen hinterlassen.«

Mallmann nickte. »Schauen wir uns die Sache einmal an.«

Über dem Tisch hing zum Glück eine Lampe. Als sie erhellt war, gab sie soviel Licht, daß wir auch die enggeschriebenen Zeilen entziffern konnten.

Gisbert Neumann hatte sehr genau Tagebuch geführt. Auf den ersten Seiten war davon zu lesen, wieviel Spott und Hohn er geerntet hatte, als es bekannt wurde, daß er den Schatz der Templer suchte.

Später hatte er seinen ehemaligen Professor von der Uni überzeugen können, daß er mit seiner Ansicht nicht einmal so verkehrt lag. Engelbrecht hatte den Auftrag sogar abgesegnet, auch wenn er selbst nicht hundertprozentig davon überzeugt war, wie man ebenfalls nachlesen konnte.

Gisbert hatte geforscht. Ein paarmal fiel der Name Baphometh, was bei mir natürlich Alarmsignale auslöste. Leider hatte Neumann nur Fragmente niedergeschrieben, bis er schließlich auf den letzten Seiten seine Forschungen zusammenfaßte und auch einige geschichtliche Hintergründe preisgab.

Es hatte sich um eine Gruppe von Templern gehandelt, die der großen Vernichtung entkommen waren. Sie hatten sich nach Deutschland absetzen können und waren auch in diesem Reich gejagt worden, denn der französische Einfluß und der des Papstes reichten weit.

So hatten die Templer sich dem Teufel zugewandt, und zwar Baphometh, dessen Statue sie anbeteten, weil sie sich von ihm eine große Hilfe erhofften.

Sie stellten nicht nur sich unter seinen Schutz, auch die beiden Schatztruhen, die sie mitführten. Baphometh hatte ihnen erklärt, wo sie den Schatz verbergen sollten. Er mußte dort so lange liegenbleiben, bis die Zeit reif war.

Jemand würde kommen, der ihn an sich nahm. So lange mußte er aber gehütet werden, und das sollte ein Mann namens Malapartus übernehmen, der Anführer der Flüchtlinge.

Dafür bekam er als Lohn ein langes Leben.

»Lange genug hat er ja gelebt«, knirschte Will. »Wird Zeit, daß wir es auslöschen.«

Ich las weiter. Gisbert hatte auch geschrieben, daß er keinen Hinweis auf den Zeitpunkt gefunden hatte, wann die Zeit nun reif war.

Gefühlsmäßig aber war er davon ausgegangen, daß dieses Jahr entscheidend werden würde.

»Es ist entscheidend geworden«, sagte ich, als ich das Notizheft zurück auf den Tisch legte.

»Wahrscheinlich sogar der heutige Tag«, murmelte Will und preßte seine Fingerspitzen gegen die Schläfen. »Mir bereitet nur Sorge, daß ich nicht weiß, wer diesen Schatz finden soll oder für wen er eigentlich bestimmt ist.«

»Da könnte man nur vermuten.«

Der Kommissar streckte mir seine Rechte entgegen. »Bitte sehr, John, ich hindere dich nicht daran.«

Mein Lächeln fiel karg aus. »Ich denke da an einen bestimmten Mann oder eine bestimmte Person.«

»Die ich kennen muß?«

»Zumindest den Namen.« Heftig winkte ich ab, als ich Wills gespanntes Gesicht sah. »Es ist wirklich nur alles Theorie. Nagele mich also nicht darauf fest.«

»Nein, nein, sag ihn.«

»Vincent van Akkeren!«

»Der Grusel-Star?«

»Richtig, mein Freund. Van Akkeren ist der legitime Nachfolger Baphomeths. Wie ich ihn kenne, will er die Schätze der Templer an sich reißen. Vieles darunter ist wahrscheinlich schwarzmagisch. Es kann ihm noch mehr Kraft und Einfluß geben. Deshalb glaube ich fast daran, daß er sich für den Mord an Erika Mang verantwortlich zeigt.«

»Dann hätten wir ja die zweite Gruppe.«

»So ungefähr.«

»Kommen wir gegen ihn an?«

»Ich weiß es nicht. Bisher hat er mich nicht erledigen können. Ich ihn aber auch nicht. Machen wir uns also darauf gefaßt, daß er uns über den Weg laufen kann.«

»Weg ist gut«, sagte Mallmann und lachte auf. »Wir wissen nicht einmal, wo wir suchen sollen. Davon hat der gute Gisbert Neumann leider nichts geschrieben.«

»Aber Engelbrecht erwähnte einen Steinbruch.«

Mallmann war skeptisch. »Meinst du?«

»Ja.«

Der Kommissar strich mit dem Zeigefinger über den Rücken seiner Römernase. »Ja, eigentlich hast du recht. Ein Steinbruch wäre der richtige Platz. Vorausgesetzt, man trägt ihn nicht ab. Das Glück

werden die Templer sicherlich nicht haben.«

»Da gebe ich dir recht. Wahrscheinlich geraten sie schon in die Nähe des Verstecks. Deshalb beeilt sich die andere Seite auch so. Ein Rädchen greift ins andere.«

»Herrlich, John.« Mallmann rutschte von der Kante. »Wenn deine Theorie stimmt, haben wir viel gewonnen.«

»Das meine ich auch.«

Der Kommissar faßte noch einmal zusammen. »Die Mordkommission benachrichtigen wir später. Jetzt kümmern wir uns um den Steinbruch und lassen uns den Weg dorthin erklären.«

»Keine Einsprüche, alter Freund.«

Mit einem komischen Gefühl verließen wir das kleine Haus.

Draußen schüttelte sich der Kommissar. Inzwischen war die Dämmerung hereingebrochen. Straßenlaternen gaben einen milden Schein ab. Man hatte hier auf irgendwelche kalten Peitschenleuchten verzichtet, das Licht paßte sich dem gesamten Flair des Ortes an.

Wenn man sich nach einem Ziel erkundigen will, geht man am besten in eine Gaststätte. Wir gingen nicht, wir fuhren. In einem vorgebauten Hauserker aus schwarzweißem Fachwerk war ein Lokal untergebracht worden. Eine alte Kanne hing als Symbol über der Tür. Im schrägen Winkel zum vorgebauten Eingang und dicht an der Hauswand, fanden wir zwei eingezeichnete Parktaschen, von der eine leer war.

Dort stellte Mallmann seinen Manta ab. Zu dieser frühen Stunde war noch nicht viel los. Drei Ehepaare saßen an den gemütlichen, runden Tischen und studierten die Abendkarte.

Der Wirt, bekleidet mit weißem Hemd und dunkler Hose, stand hinter der Theke und räumte Limonadenflaschen in einen unter der Theke versteckten Kühlschrank.

Als er sich schnaufend aufrichtete, schaute er genau in unsere vom Schein der Kupferlampen weich wirkenden Gesichter und erschrak.

»Ich… ich habe Sie gar nicht gesehen. Entschuldigen Sie.«

Der Mann war gut genährt. Um seine Augen hatten sich Lachfältchen verteilt, die allerdings verschwanden, als er unsere Fragen hören mußte.

»Zum Steinbruch wollen Sie?«

»Ja.«

Mallmann wurde scharf angeschaut. »Um diese Zeit?«

»Richtig.«

»Was wollen Sie denn da?«

»Das ist unsere Sache. Wir müssen etwas überprüfen.« Will schob seinen Ausweis auf die Kupferplatte der Theke. Der Wirt las den Text und ging einen halben Schritt zurück. »Wenn das so ist, natürlich, den Weg kann ich Ihnen beschreiben. Ich war nur etwas mißtrauisch, weil ich heute gehört habe, daß sich schon einmal jemand nach dem

Steinbruch erkundigt hat.«
»Bei Ihnen?« fragte ich.
»Nein, bei einem Kollegen.«
»Wie sah der Unbekannte denn aus?«
»Keine Ahnung. Aber mit den Leuten da wollen wir nichts zu tun haben. Die bringen nur Unruhe in die Stadt.«
»Sie meinen die Arbeiter?«
»Sicher.«
»Wohnen sie auch hier?«
»Manche, wenn sie aus der Gegend stammen. Die anderen hausen dort. Da haben sie Fertig-Baracken aufgestellt. Für mich wäre das kein Leben. Aber die Kerle dort kommen alle nicht aus Deutschland. Sind so Leih-Arbeiter, wissen Sie.«
»Klar«, sagte Will. »Wenn Sie uns jetzt bitte den genauen Weg erklären würden.«
»Entschuldigen Sie, klar.«
Wir bekamen die Beschreibung sogar aufgeschrieben, bedankten uns und verließen das gemütliche Lokal, das auf mich wie eine Oase gewirkt hatte.
»Van Akkeren und Malapartus«, zählte Will Mallmann auf.
»Meinst du, daß wir beide antreffen?«
»Wahrscheinlich.«
»Dann viel Spaß.«
»Danke gleichfalls…«

***

Der Vorarbeiter hieß Peter Kropp, war an sich ein ruhiger Mensch gewesen, dann aber hatte er erleben müssen, was es heißt, Verantwortung für Mitarbeiter zu tragen und gleichzeitig den Druck zu spüren, mit dem der Chef ihm im Nacken saß.
Davon stammten auch seine Magenbeschwerden. Es hatte Ärger gegeben, denn Kropp war es nicht gelungen, in der Zeit zu bleiben.
Seinen Anschiß hatte er schon bekommen, ihn auch weggesteckt und dennoch eine Woche lang Überstunden herausholen können.
So wurde denn nicht nur in der Dämmerung gearbeitet, auch in der Dunkelheit zerknackten die Bagger das Gestein, das am Nachmittag aus dem Fels herausgesprengt worden war.
Kropp saß in seiner Bude am Tapeziertisch, den er zu einem Schreibtisch umfunktioniert hatte, und rechnete Löhne aus. Er war ein eckiger schwerer Mann mit breiten Schultern, schwarzem dichten Haar und kräftigen Händen, in denen der dünne Kugelschreiber fast verschwand.
Als Mann der Praxis hatte er mit der Lohnausrechnung immer seine Schwierigkeiten. Besonders, wenn Überstunden hinzukamen. Da

kannten sich seine Leute besser aus als er.
Auch heute kam er nicht zurecht. Zudem liefen seine Gedanken immer wieder fort. Er konnte sich nur sehr schwer auf die Sache konzentrieren. Den Lärm der Bagger hörte er nicht mehr, daran hatte er sich gewöhnt, aber das Quietschen der Barackentür schreckte ihn hoch. Er hob den Kopf und sah einen seiner Männer über die Schwelle treten.
Kropp schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Verdammt noch mal, ich habe doch gesagt, daß ich nicht gestört werden will. Ihr wollt doch euer Geld, oder?«
»Ja, das schon, Chef, aber da ist jemand.«
Kropp hob den Kopf und drückte ihn gleichzeitig vor. Er bekam Ähnlichkeit mit einer wütenden Dogge. »Was soll das heißen, da ist jemand? Besuch von der Zentrale?«
»Nein, ein Fremder.«
»Und wie heißt er?«
»Keine Ahnung.«
»Hast du ihn nicht gefragt?«
Der Arbeiter hob die Schultern. »Das schon, aber ich bekam keine Antwort. Der Mann wollte den Chef sprechen und sagte mir, daß ich…«
»Schon gut, ich komme. Wo wartet der Typ?«
»An der großen Bude, wo die Piste ausläuft.«
»Ich gehe hin, und du machst weiter.«
»Klar, Boß.«
Peter Kropp schüttelte den Kopf und packte die Papiere zusammen, die er in einen kleinen Tresor einschloß. Wenn er nicht in der Bude war, sollte kein Fremder Einblick in die Unterlagen nehmen können. Er setzte den roten Helm auf, zog seine dicke Jacke über und löschte das Licht. Dann stampfte er aus dem Bau. Seine Schritte hallten auf den Bohlen. In der Luft lag die nie abreißende Staubschicht wie eine dicke Nebelwolke. Am Tag verdeckte sie die Sonne, in der Nacht ließ sie die Gestirne unsichtbar werden.
Aus der Tasche holte er eine zur Hälfte angerauchte Zigarre und klemmte sie zwischen seine Lippen. Während er ging, zündete er sie an. Kropp blieb auf den Bohlen. Verteilt standen die hellen Lampen, die einen weißbläulichen Schein abgaben, durch den die dicken Staubwolken trieben. Drei Bagger waren dabei, das Gestein mit den hämmernden Schlägen ihrer Schaufeln zu zerkleinern. Der infernalische Krach hallte als nie abreißende Geräuschkulisse durch die Mulde und wurde von der hohen Wand als Echo zurückgeworfen.
Die Schlafbaracke der Arbeiter stand ein wenig abseits. Und dort parkte auch der große schwarze Wagen, eine Mercedes-Limousine.
Die Ausläufer einer Lichtinsel erwischten ihn soeben noch. Peter

Kropp konnte erkennen, daß die hinteren Scheiben durch Vorhänge verdeckt wurden. Das sah sehr nach einem hohen Besuch aus, doch der Vorarbeiter beschloß, sich nicht einschüchtern zu lassen.

Er ging auf den Wagen zu.

Als er etwa fünf Schritte von ihm entfernt war, öffneten sich die beiden vorderen Türen, und zwei Männer stiegen aus. Einer von ihnen war ein regelrechter Klotz, eine Art Leibwächter. Der zweite war von der Körpergröße her fast ebenso groß, aber schlanker. Dennoch wirkte er gefährlicher als der Leibwächter-Typ. Er trug keine Kopfbedeckung. Das dunkle Haar war nach hinten gekämmt, und sein Gesicht hatte einen scharfen Zug.

»Sind Sie der Chef?« fragte er.

»Ja.« Kropp ärgerte sich darüber, daß seine Stimme unsicher klang. Dagegen konnte er nichts machen. Der Schlanke, dessen Hände in den Taschen seines dunklen Mantels vergraben waren, übte auf ihn eine negative Faszination aus.

»Gut, ich möchte nämlich, daß Sie in den nächsten Minuten die Arbeit hier einstellen.«

Peter Kropp glaubte, sich verhört zu haben. »Was soll ich tun?« fragte er nach.

»Habe ich mich nicht deutlich genug ausgedrückt?«

»Ja, Mann, das haben Sie. Sehr deutlich sogar. Aber ich kann es kaum glauben.«

»Ich will es so.«

Kropp holte tief Luft. »Wer gibt Ihnen überhaupt das Recht, so mit mir zu reden? Von welch einer Firma kommen Sie? Nicht von meiner, dann hätte ich Sie kennen müssen. Wer hat Sie geschickt, verdammt?«

»Vielleicht der Teufel!«

Peter Kropp war so baff, daß er nicht antworten konnte. Er lief rot an und fragte: »Wollen Sie mich verarschen?«

Der andere ging darauf nicht ein. Er fragte nur: »Stellen Sie die Arbeit nun ein oder nicht?«

»Nein, zum Teufel!« Er trat mit dem Fuß auf. »Im Gegenteil, wir werden noch einen Zahn zulegen müssen, wenn wir das schaffen wollen, was wir uns vorgenommen haben.«

Van Akkeren schob die Unterlippe vor und nagte für einen Moment daran. Sein Blick bekam etwas Eisiges. Der Geduldsfaden schien jeden Augenblick zu zerreißen. »Wir brauchen dieses Gebiet. Sie können morgen den Tag und die Nacht durcharbeiten, aber für heute ist Schluß.«

Peter Kropp hatte seinen Dickschädel. Er wollte etwas Scharfes erwidern und trat einen Schritt nach vorn. Das sah van Akkeren als einen Angriff an.

Er ging zur Seite und hob nur kurz die rechte Hand. Es war das

Zeichen für seinen Leibwächter. Der bullige Mann bewegte seinen rechten Arm in einer atemberaubenden Geschwindigkeit. Über die Motorhaube des Mercedes flog etwas Glänzendes hinweg, drehte sich noch in der Luft und fand das Ziel treffsicher.

Plötzlich wurde Kropp die Luft knapp. Er begriff kaum, was geschehen war. Als der Schmerz kam und er die Feuchtigkeit des Blutes an seinem Hals spürte, ahnte er, daß er in höchster Gefahr schwebte. Der andere zog an der dünnen Schlinge so heftig, daß Kropp nach vorn fiel und auf die Motorhaube stürzte. Er war nicht einmal dazu gekommen, einen Laut auszustoßen.

Van Akkeren aber schaute eiskalt auf ihn herab. Dann hob er abermals die Hand.

Sein Leibwächter bewegte sich wieder und löste mit einer schnellen Drehung die Schlinge vom Hals seines Opfers. Er ging um den Wagen herum, faßte den Körper an und rollte ihn zu Bodden.

Bewegungslos blieb das Opfer liegen. Es kümmerte beide Männer nicht, ob er noch lebte. Vielleicht, wenn er Glück gehabt hatte.

»Dann werden wir zu anderen Mitteln greifen müssen«, erklärte van Akkeren und schaute sich wie suchend um.

»Malapartus ist noch nicht da!« sagte sein Leibwächter. Er hatte eine viel zu hohe Stimme.

»Nein, aber er wird kommen. Er muß es einfach spüren, daß Baphometh sich ihm nähert.«

Der Leibwächter schwieg. Er begriff sowieso nicht mehr als die Hälfte. Van Akkeren hatte ihn damals angeheuert, als er noch diese Filme drehte. Der Mann, er hieß Rocco, hatte dafür gesorgt, daß Akteure, die nicht wollten, gefügig wurden.

Nebeneinander gehend verließen die beiden Männer die Dunkelheit und schritten hinein in das blauweiß schimmernde Kunstlicht der Halogenleuchten.

Dennoch wirkten sie wie düstere Todesengel und wurden zunächst kaum beachtet, bis einer der Arbeiter – er wollte zur Toilette laufen – ihren Weg kreuzte.

»Halt, was suchen Sie hier!«

Die beiden gingen weiter. Starr sahen sie aus. Nur Rocco bewegte seine kräftigen Killerfinger, was der Arbeiter nicht sehen konnte. Er stellte sich ihnen in den Weg.

Da packte Rocco zu.

Sein Griff war fest wie Schmiedeeisen. Der arme Mann zappelte in diesem Griff, er verlor den Helm, die Augen quollen aus den Höhlen und mit einer vernichtend wirkenden Bewegung schleuderte Rocco ihn schließlich zur Seite.

Zweimal drehte sich der Arbeiter noch um sich selbst, bevor ihn eine Zementwanne aufhielt.

»Ich werde für Dunkelheit sorgen«, sagte Rocco und glitt davon.

Er hatte genau gesehen, wo sich das Energiehaus befand. Dort öffnete er die Tür, während van Akkeren weiterlief und die Bude des Vorarbeiters erreichte. Sie war sein Ziel.

Vor der Tür blieb er stehen und wartete. Auf seine Lippen hatte sich ein kaltes Lächeln gelegt. Den Arbeitern war ebenfalls aufgefallen, daß sich etwas verändert hatte. Sie standen in erwartungsvoller Entfernung und warteten ab.

Niemand von ihnen war es gewohnt, Entscheidungen zu treffen und Initiative zu ergreifen. Sie gehörten zudem zu den Leiharbeitern, die nur taten, was ihnen aufgetragen wurde.

Dann verlöschte überall das Licht. Schlagartig fielen die Lampen aus, und der Steinbruch war in eine tiefblaue Dunkelheit gehüllt.

Van Akkeren war mit Rocco zufrieden. Wenn sein Leibwächter auch nicht viel Hirn besaß, dafür war er mit einem todsicheren Instinkt ausgestattet, und der hatte ihn auch diesmal nicht verlassen.

Es kam zu keiner Panik, die Arbeiter waren einfach zu sehr überrascht worden.

Dunkelheit und Stille, denn auch das Motorengeräusch der Bagger war verstummt. Hin und wieder klang ein Kommentar auf, mal eine wütende Frage, und jemand schrie wütend nach dem Vorarbeiter und was das alles für eine Schweinerei wäre.

Van Akkeren war mit dem weiteren Ablauf zufrieden. Auch er stand im Dunkeln, die Arbeiter konnten ihn nicht sehen, und er würde dafür sorgen, daß sie bald das Weite suchten.

Auch er hörte Rocco erst, als dieser direkt neben ihm stand und leise lachte. »Es ist alles klar. Ich habe dafür gesorgt, daß auch ein Elektriker seine Stunden brauchen wird, um es hier wieder hell werden zu lassen.«

»Gut.«

»Was soll ich machen?«

»Gar nichts, zunächst. Du wirst dich in meiner Nähe aufhalten, alles andere erledige ich. Es muß etwas geschehen, sonst drehen hier noch einige durch.«

Rocco nickte. Er glitt wie ein Phantom zur Seite und war nicht mehr gesehen.

Vincent van Akkeren brauchte die Stunden der Dunkelheit. Wenn der neue Tag anbrach, war er längst verschwunden und mit ihm auch der Schatz der Templer.

Allmählich konnte auch er mehr erkennen. Nach dem Ausfall des Lichts war es sehr dunkel geworden. Allmählich traten jetzt wieder die Umrisse der gewaltigen Bagger hervor, auch die Baracken waren wieder zu sehen. Ab und zu leuchtete der Strahl einer Taschenlampe, erfaßte Gestalten oder huschte über Kiesberge.

Jemand rief mit lauter Stimme. Es war der Mann, der auch die stärkste Lampe hielt. Die Kollegen kamen von allen Seiten, auch die Baggerführer verließen ihre Maschinen.

Besser hätte es für van Akkeren gar nicht laufen können. So hatte er die Leute wenigstens zentral zusammen, wenn er sie nach Hause schickte. Freiwillig würden sie nicht gehen.

Ihr Sprecher redete bereits davon, den Ursachen des Lichtausfalls auf den Grund zu gehen. Besonders laut wurden die Stimmen, die nach Peter Kropp verlangten.

»Er wird nicht kommen!«

Van Akkeren hatte gesprochen und dabei die Hände rechts und links gegen seinen Mund gedrückt. Er besaß den Vorteil, in einer Mulde zu stehen, so daß der Schall gegen die Wände prallte und von dort als lautes Echo zurückgeworfen wurde.

Jeder Arbeiter hatte den Satz gehört. Man war natürlich geschockt, es wurden auch Fragen gestellt, die Leute redeten durcheinander, bis der Rufer es leid war und den Männern erklärte, daß sie nach Hause gehen konnten.

Zuerst erfolgte keine Reaktion. Van Akkeren zog die Lippen zu einem Grinsen breit. So etwas Ähnliches hatte er sich schon gedacht.

Er war gespannt, was man ihm sagen würde.

Der Sprecher trennte sich von seinen Kollegen und schritt auf die Baracke des Vorarbeiters zu, blieb aber schon nach fünf Schritten stehen, da er Angst vor seinem eigenen Mut bekam.

»Wer sind Sie, daß Sie so reden können? Haben Sie hier das Kommando übernommen?«

»Ja, das habe ich. Euer Vorarbeiter hat sich, ich will mal sagen, abgemeldet.«

»Das hätten wir mitbekommen!«

»Er hatte seine Gründe!«

»Kommen Sie, Mann, reden Sie hier nicht so herum. Sagen Sie uns, wer Sie sind!«

Über van Akkerens Gesicht huschte ein Lächeln. »Ich kann Ihnen genau sagen, wer ich bin. Ihr könnt mich als den Teufel ansehen. Und wer es nicht glaubt, dem werde ich es beweisen.«

Niemand lachte. Die Stimme van Akkerens hatte kalt und siegessicher geklungen. Er befand sich auch in seinem Element, kam sich vor wie ein Herrscher, der die Untertanen nach seinem Willen tanzen ließ. »Schaut mich an!« rief er laut. »Seht genau hin, dann werdet ihr erkennen, daß ich nicht gelogen habe. Der Teufel und ich, wir sind eins.«

In den nächsten Sekunden bewies van Akkeren, wie sehr er mit den finsteren Mächten liiert war, denn sie gaben ihm die Kraft für das unheimliche Schauspiel.

Aus jeder Hautpore schien blasses Feuer zu fließen, das den Mann selbst weder verzehrte noch verbrannte, es umfloß ihn, glitt über sein Gesicht, so daß die eigentlich menschlichen Züge hinter diesem zuckenden, dünnen Schleier verschwanden.

Statt dessen erschien ein anderes.

Dreieckig, mit leuchtenden Augen, gebogenen Hörnern, die aus der Stirn wuchsen und einem breiten, grinsenden Mund mit hochgezogenen Winkeln. Ein widerliches Gesicht. Eine Maske der Hölle, das Abziehbild des Bösen, der Teufel eben.

»Schaut mich an!« schrie van Akkeren. »Schaut auf dieses Gesicht. Bin ich der Satan? Bin ich es…?«

Ein schauriges Lachen folgte, das durch den Steinbruch peitschte und den Männern Furcht einjagte.

Der Sprecher hatte van Akkeren am deutlichsten gesehen. Ob da tatsächlich der Teufel stand, nur ein Zauberer oder Illusionär, das konnte er nicht sagen. Es war ihm plötzlich egal, denn für ihn zählte diese unheimliche Figur, von der etwas ausging, das ihn in Angst und Schrecken versetzte.

Eine Strahlung, ein Odem. So kalt und unheimlich. Der Mann vergaß alles, nur die Worte des Unheimlichen nicht, der ihm erklärt hatte, was zu tun war.

Verschwinden sollte er!

Der Mann blieb in einer fast demütigen Haltung stehen, breitete seine Arme aus und nickte einige Male. »Ja!« rief er dann laut. »Ja, ich werde gehen. Wir werden gehen. Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen. Wir haben sowieso Feierabend, und da gehorchen wir selbst dem Teufel!« Das letzte Wort schrie er hervor, drehte sich um und rannte zu seinen Kollegen zurück.

Vergessen war der Vorarbeiter, den sie alle gesucht hatten. Jetzt wollte er nur noch weg.

»Haut ab, verschwindet! Los, weg hier. Hier herrscht der Teufel. Weg, verdammt!« Er lief in den Pulk der Wartenden hinein, riß zwei Männer einfach mit, und die anderen rannten ebenfalls.

Eigene Fahrzeuge besaßen sie nicht, aber es stand ein Lastwagen abfahrbereit in der Nähe. Die Männer kletterten auf die leere Ladefläche, einer von ihnen konnte mit dem Wagen umgehen und startete ihn. Er mußte das Gefährt noch drehen, um auf den schmalen Weg zu gelangen, der aus dem Steinbruch führte und der nächsten Straße entgegenlief.

Der Wagen schaukelte. Seine Rücklichter tanzten wie dicke Glühwürmer auf und nieder.

Das alles wurde von van Akkeren beobachtet. Ihn durchströmte ein gutes Gefühl. Wieder einmal hatte er seine Macht bewiesen, und er war Baphometh dankbar, daß dieser Teufel ihm eine so große Macht

gegeben hatte.

Rocco kam. Er bewegte sich in einer geduckten Haltung, als würde ihn jemand mit Peitschenschlägen vorantreiben. »Das war außergewöhnlich, Chef. Wirklich.«

Van Akkeren nickte. »Ja, ich weiß. Deshalb hüte dich, je gegen mich zu intrigieren.«

»Wie käme ich dazu?«

Der Grusel-Star schwieg. Zwar hatte er noch eine Nacht lang Zeit, aber er wollte unbedingt so rasch wie möglich an den Templer-Schatz heran. Und den Weg dazu konnte ihm nur dessen Hüter Malapartus zeigen.

Van Akkeren verließ den unmittelbaren Bereich der Baracke und ging dorthin, wo sein Ruf aus dem Steinbruch hallen konnte und auch in der Ferne gehört wurde.

Bisher war sein Plan aufgegangen. Er hoffte, daß er auch den letzten, wichtigsten Teil über die Bühne brachte.

Rocco blieb zurück. Wenn sein Boß ihn brauchte, würde er ihn rufen. Van Akkeren schritt über die Bohlen. Rechts und links davon war der Untergrund durch tiefe Spuren gezeichnet und an einigen Stellen noch schlammig. Sein Gesicht drehte der Grusel-Star dem Wald zu, der sich wie eine große, dunkle Woge vom Rand des Steinbruchs abhob.

Ein kühler Abendwind strich durch das bunte Blattwerk, bewegte es und riß einige Blätter ab, die wie Fetzen zu Boden flatterten. Malapartus, das wußte van Akkeren, würde aus dem Wald erscheinen, deshalb rief er mit lauter Stimme auch gegen die Bäume und die Wand des Steinbruchs.

»Malapartus, zeige dich! Ich warte auf dich! Ich bin gekommen. Ich habe mein Versprechen gehalten. Halte du deines auch. Du weißt, die Zeit ist vorbei. Du hast deine Aufgabe erfüllt und den Schatz lange genug gehütet. Jetzt bin ich an der Reihe…«

Die Worte bekamen ein lautes Echo, sie überholten sich sogar, aber sie waren noch zu verstehen.

Van Akkeren mußte warten.

Er tat es nicht gern, weil tief in seinem Innern noch ein Rest von Zweifel steckte, ob sich Malapartus tatsächlich zeigen würde, um den alten Geboten zu folgen.

Der Wald schwieg…

Nur das Rauschen der Blätter war zu hören. Manchmal kam es einem geheimnisvollen Wispern gleich, als würden Hunderte von Stimmen gleichzeitig reden.

Dunkelblau spannte sich der gewaltige Himmel über dem Gebiet.

Sterne funkelten um die Wette. Ihr kaltes Licht schien eine Botschaft zur Erde zu senden.

Das Mondlicht war ein Freund der Nachtgeschöpfe. Seit Urzeiten

tankten sie ihre Kraft nur aus dem Schein des blassen sich oft verändernden Auges.

Nicht nur Vampire oder Werwölfe waren auf den Mond fixiert, auch die Hexen hatten ihn schon vor Jahrhunderten angebetet und waren ihm praktisch Untertan.

In dieser Nacht stand er nicht als volle Scheibe am Himmel. An einer Seite sah er aus, als hätte ihn jemand flacher geschlagen. Sterne umrahmten ihn wie beobachtende Augen, und auch van Akkeren vertraute auf sein Licht, unter dem er regelrecht aufblühte.

Die Nacht gehörte den Geistern der Dunkelheit. Da war der Teufel unterwegs.

Leider nicht Malapartus, auf den es van Akkeren ankam. Noch immer hatte sich der Hüter des Schatzes nicht gezeigt. Allmählich wurde der Vertreter Baphomeths unruhig. Er sah seinen Plan in Gefahr und rief erneut nach dem Schatzhüter.

Abermals glitt seine Stimme wie eine laute schaurige Botschaft durch den Steinbruch. Van Akkeren hatte die Arme erhoben, seine Augen strahlten in einem kalten Glanz und sahen dabei nur wenig dunkler aus als die Scheibe des Mondes.

Die Haut wirkte grau und bleich. Sie ähnelte der Farbe des Erzes, das man aus der Erde holte. An einigen Stellen sehr stumpf, an anderen heller glänzend.

Van Akkeren war zu einer zwielichtigen Gestalt geworden. Halb Mensch, halb Dämon, denn den Drang des Bösen spürte er tief in seinem Innern hochsteigen.

Baphometh meldete sich.

Und auch Malapartus.

Vielleicht hatte van Akkeren sich derart verwandeln müssen, weil der Hüter des Templer-Schatzes sichergehen wollte. Erst als er dies war, zeigte er sich.

»Ich bin da!« rief er in den Steinbruch hinein…

***

Für den Grusel-Star war diese Antwort genau das, was er auch gewollt hatte. Und die bewies ihm, daß er sich nicht geirrt hatte. Sein Weg war der Richtige gewesen.

»Malapartus!« rief er noch einmal. »Ich habe dich erwartet. Ich wußte, daß du kommen würdest, denn du hast immer deine Pflicht erfüllt!«

»Ja, das habe ich. Und doch wurde es immer schwerer in der letzten Zeit. Ich mußte mich unter die Menschen begeben und mich manchmal ihren Methoden anpassen, die ich überhaupt nicht mochte. Aber nun wird alles anders, weil du gekommen bist…«

»Zeige dich mir!«

»Schau nach vorn!« dröhnte van Akkeren die Stimme entgegen. »Schau nur nach vorn, dann wirst du mich erkennen…«

Van Akkeren hob den Kopf. Die Steilwand des Steinbruchs, an deren Oberkante der Wald begann, lag wie ein unüberwindbar erscheinendes Hindernis vor ihm. Aber auf der Kante hielt sich Malapartus auf. Er wirkte so, als wollte er jeden Augenblick in den Abgrund springen, aber er streckte nur seinen rechten Arm aus, um mit diesem Zeichen seinen Standort zu dokumentieren.

Van Akkeren lachte. Es war ein Gelächter der Erlösung, und er grüßte zurück.

»Ich freue mich, dich zu sehen, Malapartus. Baphometh berichtete mir, daß du schon damals einer seiner ersten und treuesten Diener gewesen bist. Ich habe erst viel später seine Faszination erkannt, muß aber zugeben, daß sie mich nicht losläßt. Wie kann ich zu dir gelangen?«

»Nimm den schmalen Weg in den Wald. Ich erwarte dich dann.«

»Und der Wagen?«

»Du mußt zu Fuß gehen und mir folgen. Nur Menschen können sich dort bewegen, nicht die Dinge, die von Menschen erfunden und geschaffen worden sind.«

»Ich komme.«

»Aber allein. Ich will nicht, daß du den anderen mitbringst, der noch bei dir ist. Das ist eine Sache, die nur uns beide etwas angeht. Ich werde dir den Schatz zeigen und auch Baphometh, den ich ebenfalls in der Höhle halte, und der mir die lange Zeit über die Kraft gegeben hat, meine Aufgabe zu erfüllen.«

»Aber der Schatz ist schwer!« wandte van Akkeren ein, dem es nicht paßte, daß er allein gehen sollte. »Wir müssen ihn tragen.«

»Du solltest dir wegen ihm keine Sorgen machen. Was wir uns vorgenommen haben, schaffen wir schon.«

Van Akkeren nickte. »Ich bin einverstanden!« rief er zurück.

Als er sich drehte, stand plötzlich Rocco neben ihm. »Ich habe alles gehört!« flüsterte der Helfer. »Soll ich tatsächlich zurückbleiben, Chef?«

»Ja und nein!«

Roccos Gesicht zeigte Nichtbegreifen. »Wie meinen Sie das?«

»Es ist ganz einfach. Du wirst uns folgen. Laß mich erst in den Wald eintauchen, dann kommst du nach. Aber halte einen gebührenden Abstand. Ich lasse mir nichts vorschreiben.«

Rocco nickte. »Ja, danke. So ähnlich habe ich es mir auch schon gedacht.«

»Dann warte noch.« Van Akkeren ließ ihn stehen. Auf der Herfahrt hatte er den Weg gesehen, der in den Wald hineinführte. Mehr ein Pfad und sehr schmal, wirklich nicht für einen Wagen geeignet.

Um ihn zu erreichen, mußte van Akkeren einen Hang hochklettern, hielt sich an den Zweigen der Sträucher fest, die schräg auf dem Hang wuchsen, und sah über sich die Gestalt in dem langen Radmantel.

Malapartus erwartete ihn.

Er stand dort wie eine düstere Figur, sprach nichts, drehte sich plötzlich um und ging davon.

Sekunden später folgte van Akkeren der Gestalt im wehenden Mantel in die dunkle Tiefe des Waldes hinein…

***

Will Mallmann hatte noch zwei Tabletten geschluckt und sich danach so gut gefühlt, daß er das Lenkrad übernehmen konnte. Ich hatte nichts dagegen. Plötzlich hörte ich das wilde Fluchen des Kommissars, weil die Lichtfülle zweier Scheinwerfer in den Manta drang und das Innere taghell erleuchtete.

»Verfluchter Idiot!« fluchte Will. »Kannst du nicht abblenden?«

Will hatte recht. Zudem war die Straße nicht sehr breit. Der Kommissar fuhr so weit rechts heran, daß er mit den Rädern bereits über den Grasstreifen am Rand rollte und der Lkw trotzdem nur um Haaresbreite an dem Opel vorbeidonnerte.

Ich drehte mich um, sah die roten Heckleuchten, aber auch die Schatten auf der offenen Ladefläche und erkannte, daß es sich dabei um Menschen handelte, die irgendwo hingebracht wurden.

Darüber sprach ich mit Mallmann.

Der Kommissar fuhr wieder auf die Straßenmitte. »Klar, das waren Arbeiter aus dem Steinbruch.«

Ich schaute auf die Uhr. »Haben die jetzt erst Feierabend?«

»Kann sein.«

»Eine ungewöhnliche Zeit, Will.«

»Was hast du, John? Weshalb bist du plötzlich so mißtrauisch? Stimmt etwas nicht?«

»Kann sein. Ich habe das Gefühl, als befänden sich die Leute auf der Flucht.«

»Flucht? Wovor?«

»Wenn ich dir das sagen könnte, ginge es mir besser. Vielleicht hat van Akkeren sie eingeschüchtert oder der Unheimliche, den auch wir ja gesehen haben.«

»Mensch, John, mach keine Witze. Sollten wir tatsächlich zu spät kommen?«

»Kann sein, ich will es nur nicht hoffen.«

»Schneller kann ich nicht fahren.«

»Ich weiß.«

Mallmann hockte gespannt hinter dem Lenkrad. Wir hatten die normale Straße längst verlassen und bewegten uns auf einer Route,

die direkt dem Steinbruch entgegenführte. Rechts und links waren schon die ersten Warnzeichen erschienen. Ihre Flächen leuchteten matt, wenn sie vom Licht der Scheinwerfer erwischt wurden.

Die Fahrbahn zeigte nur hin und wieder einen dunkelgrauen Asphaltstreifen. Ansonsten war sie mit grauen Schottersteinen belegt, die von den sich drehenden Reifen hochgeschleudert wurden und gegen den Unterbodenschutz prasselten.

Wieder sahen wir ein Schild. Mit der Spitze wies es nach links, und wir lasen auf der weißen Fläche das in dunklen Druckbuchstaben geschriebene Wort *Steinbruch*.

Mallmann mußte mit der Geschwindigkeit herunter. Trotzdem war er noch ziemlich schnell, als er in den Weg einbog. Das Heck brach aus.

Lastwagen hatten sich hier ihren Weg gebahnt und entsprechende Spuren hinterlassen.

Der Weg führte abwärts.

Zwei Dinge tat Will Mallmann. Er stoppte den Manta und ließ nur das Standlicht brennen. Beide kurbelten wir die Scheiben nach unten, so daß wir auch hören konnten, wenn etwas vor uns geschah.

Nicht nur ein kühler Wind drang in den Wagen, er brachte auch den Staub mit, der wie eine Dunstglocke über dem Weg und auch dem lichten Wald lag, den wir durchquerten.

Zu hören war nichts. Will konzentrierte sich auf die Fahrerei. Die Lastwagen hatten dafür gesorgt, daß die Kurven ausgefahren waren und wir auch gut durchkamen.

»Stopp!«

Automatisch trat der Kommissar auf die Bremse. »Was hast du?«

»Ich habe Stimmen gehört.«

»Wo?«

Achselzuckend stieg ich aus und blieb neben der offenen Tür stehen. In der Tat hörte ich jemand sprechen. Vor uns geschah dies, und dort lag der Steinbruch.

Rasch stieg ich wieder ein.

»Und?« Will schaute mich fragend an. »Hast du da unten jemand erkennen können?«

»Nein. Aber es war ein Mann, der gesprochen hat.«

»Van Akkeren?«

»Wahrscheinlich. Fahr weiter.«

Mallmann löste die Handbremse und ließ den Opel wieder anrollen. Mehr als die Hälfte der Kurverei hatten wir hinter uns. Wenn ich Glück hatte und durch die Lücken zwischen den Bäumen sehen konnte, erkannte ich schon den Steinbruch.

Er lag vor und unter uns wie ein blauschwarzes Meer, in dem kein Lichtreflex zu sehen war.

»Alles dunkel«, sagte ich. »Das gefällt mir nicht.«

»Es ist Feierabend.«
»Klar, aber normalerweise leuchten Lampen dort, wo die Absperrungen beginnen.«
»Und was heißt das?«
Obwohl ich angeschnallt war, hielt ich mich noch am Haltegriff fest. »Ich will es nicht beschwören, Will, aber ich kann mir gut vorstellen, daß van Akkeren die Kontrolle über den Steinbruch bekommen hat.«
Mallmann schwieg, auch ich hing meinen Gedanken nach, wurde aber sehr schnell unterbrochen, weil wir plötzlich das Ende der Wegstrecke erreicht hatten und in ein Tal hineinrollten.
Mallmann bremste ab. »Soll ich die Scheinwerfer einschalten?«
»Fernlicht!«
Geisterhaft wirkende Lichtlanzen durchstießen wie breite Bänder die Dunkelheit und huschten in ein Gelände hinein, auf dem schwere Bagger, Baumaschinen, Baracken, Zementschüsseln und gewaltige Kies- oder Steinberge den Eindruck von Arbeit wiedergaben.
Nur Menschen sahen wir nicht.
Will ließ den Manta nach rechts rollen. Die hellen Bänder wanderten mit und erfaßten einen dunklen Wagen. Es war eine schwere Mercedes-Limousine.
»Der gehört van Akkeren.«
Will bremste im rechten Winkel zum Mercedes. Seine Kofferraumhaube wurde angestrahlt.
Mit gezogener Waffe stieg ich aus, umrundete den Mercedes und wollte hineinschauen, was mir nur schwer gelang, denn die Scheiben waren stark getönt.
»Leer!« rief ich zu Will hinüber, der ebenfalls ausgestiegen war und seinen Blick an der Steilwand des Steinbruchs hochgleiten ließ.
»Da oben beginnt der Wald.«
Ich nickte. »Und dort werden wir unseren Freund auch sicherlich finden. Gibt es ein besseres Versteck für einen Schatz?«
»Nein, das haben schon die alten Märchenschreiber gewußt.«
Zuvor fanden wir etwas anderes. Wieder mußten wir eine grausige Entdeckung machen, denn nicht weit vom parkenden Mercedes entfernt, lag ein Arbeiter auf dem Boden.
Wir leuchteten ihn an. Das kalte Halogenlicht meiner kleinen Lampe erfaßte auch seinen Hals, und wir sahen den dünnen roten Streifen.
»Dieses Schwein!« flüsterte Will Mallmann.
Ich fühlte nach Herz- und Pulsschlag.
»Und?« fragte Will.
»Nichts mehr. Man hat ihn getötet.«
»Das bekommt van Akkeren auf die Rechnung gesetzt!« flüsterte der Kommissar. »Sie wird immer länger.«
»Sicher.« Ich spie aus, weil feine Staubkörner zwischen meinen

Zähnen knirschten. Dann nickte ich dem Deutschen zu. »Los, wir müssen den Weg finden, der in den Wald führt!«

Mallmann hatte nichts dagegen.

Ich fieberte innerlich, als wir uns auf die Suche machten, und hoffte, daß wir noch rechtzeitig kamen…

***

Der Wald war dicht, dunkel und unheimlich. Das hätte vielleicht einen einsamen Spaziergänger gestört, nicht aber einen Mann wie van Akkeren. Er liebte das Dunkel, und er war sich seiner Sache sehr sicher, endlich einen Erfolg erringen zu können.

Mit Malapartus hatte er kein Wort gewechselt. Er starrte nur auf dessen Rücken, über den der weite Mantel schwang, und er hatte sich auch daran gewöhnt, daß der Schatzhüter die Gabe besaß, sich feinstofflich machen zu können, denn ab und zu bewies er dies. Da durchlief er kurzerhand einige Hindernisse.

Van Akkeren kämpfte sich vor. Oft genug war der schmale Pfad zugewachsen. Mit beiden Händen räumte er Gestrüpparme zur Seite und vergaß auch nicht, sich hin und wieder umzudrehen, weil er nach Rocco Ausschau halten wollte.

Von ihm sah er nichts. Wenn ihm der Leibwächter folgte, hielt er sich gut verborgen.

Der Pfad führte in eine kleine Mulde. Van Akkeren hörte das Plätschern eines kleinen Baches, der irgendwo in der Nähe vorbeifloß, den er aber nicht sehen konnte.

Sie mußten in die Mulde hinein, deren Hang an der gegenüberliegenden Seite von dichtem Buschwerk bewachsen war. Direkt davor hielt der Schatzhüter an.

Malapartus drehte seinen Kopf. »Wir sind da!« wisperte er.

Van Akkeren nickte. »Müssen wir in den Hang?«

Die Augen des Alten leuchteten. »Ja«, sagte er und strich über seinen Bart. »Dort ist das alte Versteck. Jahrhunderte ist es unentdeckt geblieben, aber jetzt ist die Stunde gekommen, wo ich dir die Dinge zu treuen Händen übergebe.«

»Geh schon vor!«

Van Akkeren war nervös. Er wollte einfach nicht mehr länger warten und schaute zu, wie sich der andere bückte und ihm den Weg freimachte. Im Hang erschien eine halbrunde düstere Öffnung, der Eingang einer Höhle.

Sekunden später war Malapartus darin verschwunden, und van Akkeren folgte ihm.

Die Luft roch alt, sie war muffig, man konnte sie förmlich schmecken. Der Alte führte van Akkeren tief in den Hang hinein, und sie erreichten die Rundung, wo die beiden Schatzkisten aufbewahrt

wurden. Der feuchte Lehm klebte an den Schuhen des Grusel-Stars, er sah das fahle Leuchten einer Figur und erkannte Baphometh.

Da blieb er stehen. Seine Lippen bewegten sich, als er den Namen flüsterte und mit beiden Händen die Umrisse der Figur nachstrich.

»Das ist er. Ja, das ist er.«

»Lebt er?«

»Ich fühle es. In seinem Innern lauert die Kraft, die dir geholfen hat, die Zeiten zu überdauern.« Van Akkeren beugte sich vor. Mit den Lippen strich er über den Schädel der Gestalt. Er küßte diese Statue, in deren Augen es leuchtete, als sie die Berührung spürte.

Der Grusel-Star richtete sich wieder auf. »Wo befindet sich der Schatz?« fragte er.

Malapartus drehte sich um. »Ich zeige ihn dir.« Er schritt um die Statue herum. Die Kisten hatte er bereits geöffnet, und van Akkerens Gesicht leuchtete plötzlich fahl auf, als er sich bückte und einen Blick auf das Gold, das Geschmeide und all die edlen und kostbaren Dinge warf, die in den Truhen lagen.

Die Macht Baphomeths kam über ihn. Sein Gesicht blieb, doch die Haut wurde durchscheinend. Wieder drang aus der Tiefe die Fratze dieses Teufels hervor und legte sich über das Gesicht des Menschen.

Beide Hände stieß van Akkeren in die erste Truhe hinein. Er wollte im Geschmeide wühlen, das Gold anfassen, es fühlen und dabei seine Macht spüren.

»Gold!« rief er und schleuderte Ketten hoch, deren einzelne Glieder hell gegeneinander klangen. Er fing die Ketten auf, drehte sich mit ihnen um, weil er Malapartus sehen wollte, aber der hatte sich zurückgezogen.

Van Akkeren versteifte. Jetzt sah Baphometh aus wie ein normaler, mißtrauischer Mensch. »Wo steckst du, Malapartus?«

»Hier!«

Aus dem Dunkeln war die Antwort geklungen. Sie hatte van Akkeren nicht beruhigt, eher noch mißtrauisch gemacht. Schleichend bewegte er sich in diese Richtung. »Und weshalb hast du dich verborgen?«

»Es kommt etwas auf uns zu.«

»Wieso?«

»Eine Gefahr. Jemand, den wir nicht eingeladen haben.«

Für einen Moment versteifte sich van Akkeren, bis ihm einfiel, daß er Rocco Bescheid gesagt hatte, ihnen zu folgen. Das beruhigte ihn wieder. »Es ist keine Gefahr. Ich habe meinem Leibwächter befohlen, daß er uns folgen soll.«

Malapartus war nicht zufrieden. »Ich schaue trotzdem nach«, sagte er und löste sich förmlich auf, als er eins mit der Dunkelheit wurde.

Van Akkeren aber kümmerte sich nicht um ihn. Der Schatz hatte ihn fasziniert. Nur um ihn war es gegangen, und er würde ihn mitnehmen.

»Baphometh«, flüsterte er mit rauher Stimme. »Du Teufel aus dem Dreierbund der Hölle, der Luzifer Untertan ist. Gib mir die Kraft und die Macht, diesen Schatz wegzuschaffen. Gib mir beides, ich flehe dich an…«

Und Baphometh erhörte ihn…

***

Wir hatten den Weg gefunden, waren auch in den Wald eingetaucht und kamen uns vor wie Menschen, die auf einem Pfad wandelten, der mit Fallgruben und Fangeisen gespickt war.

Es war eine sonderbare, nahezu unheimliche Umgebung. Nur der Wind fuhr durch das Blattwerk der Bäume und ließ es rascheln. Ansonsten hörten wir so gut wie nichts. Eine beklemmende Stille lag über dem Gebiet, in dem das Böse Einzug gehalten hatte.

Licht gab es nicht. Die Bäume hatten sich in der Finsternis zu schrecklichen Monstren mit gewaltigen Armen verwandelt, die nach uns greifen wollten, wenn wir an ihnen vorbeigingen. Hin und wieder scheuerten auch feuchte Blätter über unsere Gesichter, als wären Kinderhände dabei, uns zu beschmieren.

»Das gefällt mir nicht«, murmelte Will Mallmann. »Nein, das gefällt mir überhaupt nicht.« Nach diesem Satz hörte ich einen Fluch und sah den vor mir gehenden Kommissar verschwinden.

Er war über eine schlangenhaft wirkende Bodenwurzel gestolpert, schimpfte leise weiter und ergriff meine Hand, als ich ihm half, wieder aufzustehen.

»Wir sollten doch die Lampen nehmen«, schlug er vor.

Ich war noch nicht überzeugt. »In dieser Dunkelheit sieht man den Schein verdammt weit.«

»Sollen wir uns den Hals brechen?« Will hatte sich gebückt und hielt sein Schienbein.

»Geh erst mal weiter!«

Ich blieb dicht hinter meinem deutschen Freund, der sich sehr vorsichtig bewegte. Manchmal kam es mir vor, als würde uns der Wald wie ein großes Netz umfangen.

Im Prinzip hatte Will ja recht. Wir brauchten Licht. Wie sollten wir sonst eine in der Finsternis versteckt liegende Höhle finden? Sie mußte wirklich die Jahrhunderte über unentdeckt geblieben sein. Jedenfalls war über den dort verborgen liegenden Schatz nichts an die Öffentlichkeit gedrungen.

Als Mallmann plötzlich stehenblieb, stieß ich gegen seinen Rücken. Der Kommissar hielt sich mit der rechten Hand an einem Baumast fest.

»Was ist los?« flüsterte ich.

»Da führt der Weg in eine Mulde, glaube ich. Sie sieht aus wie ein

Trichter.«
»Na und?«
»Ich weiß nicht, John, da scheint sich auch etwas bewegt zu haben. Wir sollten doch mal leuchten.« Auch der Kommissar hatte leise gesprochen.
»Gut, du Quälgeist.« Ich griff in die Tasche und holte die dünne Leuchte hervor. »Aber laß mich zuerst gehen.« Ich drückte Will zur Seite, trat an die obere Kante der Mulde heran und schaltete die Lampe ein.
Schräg stach der helle Halogenlichtfinger in die Tiefe. Bevor ich dort etwas hatte erkennen können, schoß aus dem Dunkel vor mir unheimlich schnell eine Gestalt in die Höhe. Dann wurde ich schon gepackt und flog im hohen Bogen den Muldenhang hinunter…

***

Im ersten Augenblick bekam ich Angst vor dem Aufprall, doch ich landete auf relativ weichem Humusboden.
Ein Stück rutschte ich noch weiter, hielt die Lampe noch immer fest, drehte mich herum und schnellte in die Höhe, wobei mein rechter Arm mitschwang und der dünne Strahl wieder die Finsternis zerschnitt.
Der Schatten war da.
Ich hörte Wills Ruf, dann flog die Gestalt zum zweitenmal gegen mich und riß mich von den Beinen.
Ich landete auf dem Rücken, zog aber instinktiv die Beine an und schnellte sie vor.
Über mir vernahm ich ein Keuchen. Ein blasses angespanntes Gesicht verzerrte sich zur Fratze. Finger tasteten nach meinem Hals, ich spürte etwas Kaltes, Dünnes an der dünnen Haut, erinnerte mich an den toten Arbeiter und dachte sofort an eine Drahtschlinge.
Bevor sie in meine Haut hineingedrückt werden konnte, stieß ich noch den Kopf hoch und traf den mir Unbekannten mitten ins Gesicht. Blut rann aus dessen Nase, und der Schmerz heizte ihn noch mehr an. Er machte ihn wütender.
Da kam Will.
Ein Hammerschlag traf den Kerl über mir. Der Mann wurde zur Seite gewuchtet, rollte durch das Laub, sprang aber wieder hoch und schleuderte etwas Blitzendes aus seiner rechten Hand, das sich mit einem rasenden Tempo um Wills Kehle drehte.
Der Kommissar würgte, taumelte nach vorn und versuchte, mit seinen Fingerkuppen die Drahtschlinge zu lösen.
Er schaffte es nicht.
Ich ging dazwischen. Hart und konsequent setzte ich meine Handkante zweimal ein.

Der Mörder schüttelte sich. Einen dritten Schlag bekam er mit der Karatefaust, ein vierter traf seinen rechten Arm, dessen Hand das eine Ende der Schlinge hielt.

Der Arm wurde lahm, und der Mann selbst brach endlich in die Knie. Ich öffnete seine Faust und entriß ihm den runden Haltegriff dieser verfluchten Drahtschlinge.

Vor meinen Füßen legte sich der Killer schlafen. Will hatte es geschafft. Er schleuderte die Schlinge weg, beugte sich vor und keuchte so stark, als wollte er sich übergeben. Dann fiel er auf die Knie, stützte sich mit einer Hand ab und massierte mit der anderen seinen malträtierten Hals. Sprechen konnte er nicht. Ich aber leuchtete den Bewußtlosen an und schaute in ein Gesicht, das ich noch nie in meinem Leben gesehen hatte. Der Kerl sah aus wie ein Leibwächter oder Killer. Ich kannte solche Typen, sie stammten zumeist aus der Söldnerszene, und ich wußte auch, daß sich van Akkeren gern mit diesen Leuten umgab. Wenn er ihnen genug zahlte, gingen die Männer über Leichen.

Jeder war da ein eiskalter Kämpfer und stets für tödliche Überraschungen gut. Wir hatten Glück gehabt, daß wir zu zweit gewesen waren und daß mich der Typ beim erstenmal nicht so erwischt hatte, wie er es sich wohl gern vorgestellt hätte.

Ich ging zu Will. Er hatte sich noch immer nicht erholt. Als ich ihm auf die Schulter tippte, drehte er den Kopf. Von oben herab schaute ich in sein verzerrtes Gesicht.

»Er liegt da«, sagte ich.

Will deutete ein Nicken an. Er hatte Mühe, überhaupt etwas zu sagen und brachte die Worte nur stockend hervor. »John, eine Sekunde länger, und es wäre vorbei gewesen.« Er zeigte mir seine Fingerkuppen. Blut klebte daran. »Die Haut ist schon eingerissen gewesen. Das war kein Mensch, das war ein Tier, John.«

»Das jetzt bewußtlos ist.«

»Auch gefesselt?«

»Nein, noch nicht.«

»Mach das und nimm ihm die verfluchten Waffen ab, wenn er noch welche bei sich trägt.«

Wills Ratschlag war gut gewesen. Handschellen trug ich immer bei mir. Sie waren aus Kunststoff, leichter als die metallenen, erfüllten aber den gleichen Zweck.

Ich hatte mich schon zu dem Killer hinabgebückt, als ich merkte, daß etwas nicht stimmte. Auf einmal hatte ich das Gefühl, nicht mehr nur mit Will und dem Bewußtlosen allein in der Mulde zu sein. Jemand anderer hatte sich dazugesellt.

Ich ließ den Killer zunächst in Ruhe und richtete mich vorsichtig auf. Wie ein in alle Richtungen witterndes, scheues Tier kam ich mir vor,

aber ich sah nichts und hörte auch keinerlei Geräusche.

Hatte mich nur mein sechster Sinn gewarnt, oder war es auch mein Kreuz gewesen?

Behutsam tastete ich nach der Silberkette und zog das Kreuz nach außen.

Der matte Silberglanz beruhigte mich innerlich. Die leichte Wärme glitt auch über meine Haut, als ich das Kreuz auf meine Handfläche legte. Hinter mir raschelte das alte Laub, als sich Will Mallmann wieder auf die Füße stemmte.

Wir hatten keinen besonders guten Standpunkt. Inmitten der Mulde konnten wir von allen Seiten beobachtet werden, ohne die heimlichen Zuschauer selbst zu sehen.

Wie auf dem Präsentierteller kam ich mir vor. Doch in der Umgebung rührte sich nichts, bis auf Will Mallmann, der sich bemühte, so leise wie möglich zu mir zu kommen.

»Was hast du, John?«

»Irgend etwas lauert hier.«

»Und was?«

Ich hob die Schultern. »Tut mir leid, ich kann es nur fühlen, nicht sehen.«

»Van Akkeren?«

»Nein, der ist anders. Ich meine, er ist ein Mensch, aber was ich aufnehme hat andere Schwingungen, verstehst du?«

»Nein.«

»Spielt auch keine Rolle. Jedenfalls bin ich mir sicher, daß es uns beobachtet.«

»Malapartus«, sagte Will.

»Kann sein.«

»Dann würde ich doch vorschlagen, daß du mal leuchtest.«

»Denk an das Risiko. Sollte es tatsächlich Malapartus sein, will ich dich daran erinnern, daß er eine Waffe hat, die mit goldenen Kugeln geladen ist.«

»Wir können hier nicht stehenbleiben.«

»Richtig, Will. Vor allen Dingen nicht so dicht zusammen.«

»Verstehe schon.« Der Kommissar zog sich zurück. Da ich im Dunkeln nicht sehen konnte, blieb mir wirklich nichts anderes übrig, als mich auf meine kleine Lampe zu verlassen. Sie hatte mir schon oft genug gute Dienste erwiesen.

Ich beging nicht den Fehler und blieb stehen. Sehr schnell drehte ich mich, lief dabei zur Seite, wechselte praktisch in jeder Sekunde meinen Standort, schaute dem Lichtfinger nach, erkannte den Bewußtlosen, sah auch Will, der sich geduckt hatte – und erfaßte auch eine andere Gestalt.

Malapartus!

Er stand am Rand der Mulde, wo sich der Hang bereits wieder in die Höhe schob.

Dabei kam er mir vor wie eine Statue, da er sich überhaupt nicht regte und mich nur anschaute. Aber er hielt eine Waffe in der Hand, von der ich wußte, daß sie mit goldenen Kugeln geladen war.

Wie ein Hirsch sprang ich zur Seite, denn Malapartus drückte in diesem Augenblick ab.

Die Kugel fehlte, ich lag auf dem Boden, zog meine Waffe und schleuderte die noch eingeschaltete Lampe weg. Da ich wußte, wo sich die Gestalt aufhielt, feuerte ich in diese Richtung eine Silberkugel ab, und auch Will Mallmann schoß.

Er lachte auf. »John, wir müssen ihn getroffen haben. Los, schau dir den Typ an.«

»Bleib noch.«

Ich war mißtrauisch, denn ich hatte nichts gehört. Keinen Schrei, keinen Fall, es war mir einfach zu still geblieben nach dem Verklingen des Echos. Und ich sollte recht behalten. Die Stelle, an der Malapartus gestanden und sich nicht gerührt hatte, war leer.

Über meinen Rücken kroch eine kalte Haut. Kann ein Dämon schneller als eine Kugel sein?

So genau wußte ich das nicht. Aber wir kennen Tricks und Schliche, mit denen sie Menschen immer wieder verblüffen können.

Ich dachte an unsere erste Begegnung mit Malapartus. Da war er auch so schnell wieder verschwunden gewesen.

Wahrscheinlich schaffte er das, von dem viele Menschen träumen.

Sich einfach aufzulösen.

Wenn ja, konnte er auch aus dem Unsichtbaren schießen?

»John!« hörte ich Mallmanns Stimme. »Haben wir ihn verfehlt?«

»Ja, er ist weg.«

»Verdammt.«

Ich ging wieder vor und schritt auf die Mitte der Mulde zu. Dieses Nervenspiel wollte ich nicht länger mitmachen. Okay, wir befanden uns in einer Zone der Schwarzen Magie, aber dagegen konnte man etwas tun. Ich wollte diese Magie vertreiben durch einen weißmagischen Gegenzauber, für den ich mein Kreuz brauchte.

Ich streifte es nicht einmal über den Kopf, legte es nur auf die Handfläche und hörte noch Wills Frage.

»Was hast du jetzt vor?«

»Ich hole ihn her.«

Dann sprach ich die Formel!

***

Die Dreiheit der Hölle, die Dreiheit Luzifers. Nur Eingeweihte wußten, was sich dahinter verbarg.

Vincent van Akkeren war eingeweiht. Deshalb rief er diese Dreiheit des Bösen an, daß sie ihn mit ihrer Kraft erfüllte und ihm den Schutz gab, der nötig war.

Vor Monaten noch hatte er davon nichts gewußt. Er hatte lange forschen und zahlreiche Beschwörungen erleben und durchstehen müssen, um zu einem so starken Adepten heranzureifen, den die Hölle auch akzeptierte.

Drei Einheiten, aber ein Gebilde, das den Namen des absolut Bösen trug, des ersten Schwarzen Engels, der einmal mächtiger hatte sein wollen als der Schöpfer.

Luzifer!

Er war der zentrale Punkt, und er, dieses unheimliche Wesen, das mit dem Verstand kaum zu fassen war, offenbarte sich und zeigte sich trotzdem nicht, denn es löste sich gleichzeitig in diese drei Einheiten auf, aus der es bestand.

Asmodis, Beelzebub und Baphometh!

Das waren sie, aus denen sich Luzifer zusammensetzt. Sie dokumentierten die Macht des Teufels, aber sie konnten auch allein auftreten, wobei in jedem von ihnen der Geist des absolut Bösen schwebte.

Menschen suchten sich einen der Drei aus, weil eine Anrufung Luzifers niemand überlebt hätte. Sein Grauen hätte selbst den treuesten menschlichen Diener erschlagen.

Das wußte auch van Akkeren.

Die meisten Menschen entschieden sich für den Teufel, auch Asmodis genannt, wenige für Beelzebub, den Feurigen, und nur ein sehr kleiner Kreis, die Templer-Splittergruppe, hatte Baphometh als ihren Götzen anerkannt, und so würden sie auch van Akkeren anerkennen müssen, der sich als legitimer Nachfolger des Höllengeschöpfs Baphometh ausgab.

Wenn jemand van Akkeren Hilfe geben konnte, dann war es der höllische Baphometh.

Und er ließ ihn nicht im Stich.

Über Zeit und Raum hinweg hatte er die Stimme seines Adepten gehört, er griff ein und erschien in einer dunkelroten Wolke, die sich über den Schatz der Templer legte, als wollte sie ihn für alle Zeiten umschlingen. In der Wolke erschien das böse Gesicht, die haßerfüllte und verzerrte Fratze des Dämons, die sich auch hin und wieder über das Gesicht Vincent van Akkerens schob.

»Zeig mir den Weg!« schrie der Grusel-Star. »Zeige deinem Diener, daß du für ihn da bist. Ich habe dich angerufen. Ich will, daß ich den Schatz bekomme, damit ich ihn in deinem Namen einsetzen und dich unter den Menschen größer machen kann. Du sollst wieder der werden, der du einmal gewesen bist. Ein Mächtiger, ein Gewaltiger

und ein Großer. Gib mir die Chance!«

Van Akkeren hatte während dieser beschwörenden Worte gekniet und die Wolke mit dem häßlichen Gesicht darin erhörte ihn, denn sie bewegte sich auch auf ihn zu.

Wie eine lange Nase löste sich von der Seite her etwas ab, umwallte van Akkeren, der sich plötzlich so leicht und seltsam fühlte, als könnte er schweben.

Er hob tatsächlich ab.

Der Grusel-Star hatte das Gefühl, als würde ihn die Wolke davontragen. In den ersten Sekunden war er noch überrascht, dann dachte er wieder normal und schrie nach dem Schatz.

Eine eisige Kälte durchflutete ihn plötzlich, und er wußte, daß Baphometh jetzt in ihm steckte. Er sprach Worte, die sich hallend, kalt und metallisch anhörten, wie Donnerschläge in van Akkerens Gehirn widerhallten und ihn beruhigten.

»Wie kann ein Diener an mir zweifeln? Habe ich dir nicht die Kraft der Hölle gegeben? Habe ich nicht für dich gesorgt? Deshalb erzürne mich nicht, indem du anderen vertraust und nicht mir. Du wirst den Schatz bekommen, Vincent van Akkeren. Du erhältst die Chance, mit diesen Mitteln meinen Namen groß zu machen. Lange genug hat er hier versteckt gelegen, das ist nun vorbei…«

Und es war vorbei!

Vincent van Akkeren erlebte etwas, mit dem er nicht gerechnet hatte. Alles in seiner unmittelbaren Umgebung befand sich in Bewegung. Nicht nur er selbst auch, die beiden Schatztruhen standen nicht mehr auf dem Boden. Er und sie gerieten in einen gewaltigen Sog, der alles mit sich riß, was sich ihm in den Weg stellte.

Aber der Sog riß ihn nicht zur Seite oder nach unten, er schleuderte ihn in die Höhe, als wäre dort keine Höhlendecke und keine Erde mehr vorhanden.

Einen Moment später ging für Vincent van Akkeren die Welt in einem wahren Chaos unter…

***

»Terra pestem teneto – Salus hic maneto!«

Ich hatte die wichtigen Worte der Formel gesprochen und damit die ungemein starke Kraft hervorgelockt, die noch in dem Kreuz steckte, obwohl es von der Hölle manipuliert worden war, als man ihm die wichtigen Zeichen nahm.

Die Umgebung veränderte sich, ein schattenloses, grünes, unheimliches Licht geisterte durch die Mulde, kroch an ihren Hängen in die Höhe und ließ die Ränder grünmetallic aufleuchten.

Will Mallmann, der in der Nähe regungslos stand, kam mir vor wie eine Bühnenfigur, die man für eine bestimmte Szene geschminkt hatte.

Wie der Don Giovanni, kurz bevor er seinen Kopf verlor.

Ich stand im Mittelpunkt und dachte daran, daß ich alles gegeben hatte.

Wenn es diese Magie nicht schaffte, den Wächter des Templer-Schatzes hervorzulocken, wer sollte es dann schaffen?

Es tat sich nichts.

Nur das kalte, harte, schattenlose Licht lag nach wie vor in der Mulde. Will bewegte seinen Mund, ohne etwas sagen zu können. Er schien gelähmt zu sein.

Ich hielt mein Kreuz nach wie vor in der ausgestreckten Hand und hörte plötzlich das unheilvolle Ächzen.

Es war ein Geräusch, daß aus dem Nichts drang, mir einen Schauer über den Körper trieb, weil ich den Eindruck hatte, von allmählich dahinsiechenden, sterbenden Geistern umgeben zu sein.

Aber wer hatte es ausgestoßen?

Will Mallmann nicht, ich ebenfalls nicht, der Killer auch nicht, so kam nur Malapartus in Betracht, den ich allerdings vergeblich suchte. Das Stöhnen blieb.

Aus allen Richtungen schwang es über die Lichtung. Mal höher, mal klagender, dann wieder ächzender. Selbst aus der Höhe vernahm ich es und hob deshalb den Kopf an.

Bisher hatte ich keine Bewegung gesehen. Jetzt aber sah ich eine über mir. Dort zirkulierte die Luft, gleichzeitig leuchtete das Licht stärker auf. Ich bekam den Eindruck, als würde sich genau an der Stelle eine Grenze befinden.

Für den Bruchteil einer Sekunde sah ich die Gestalt des Malapartus, wie sie sich materialisierte, aber sofort danach wieder wie ein Spuk verschwunden war.

Reichte die Kraft des Kreuzes nicht aus? Mein Gesicht verzog sich.

Meine zweifelnden Gefühle spiegelten sich dort wider.

Es geschah etwas.

Will gab einen erschreckt klingenden Schrei von sich. Einen Lidschlag später prallte etwas dicht vor meinen Fußspitzen zu Boden.

Es war ein Kopf!

Malapartus' Schädel!

Wie hölzern sah er aus, ohne Leben, aber noch mit dem gazeartigen Bartstreifen am Kinn. Ich bückte mich, bekam den Schlag in den Nacken und wäre fast nach vorn über den Schädel gefallen, denn mich hatte ein aus der Luft fallender Arm erwischt.

»Weg da, John!«

Ich sprang zur Seite, entging so dem restlichen Körper, der in mehreren Teilen aus der Luft fiel und dort liegenblieb, wo auch schon die anderen Stücke sich in das feuchte Laub gedrückt hatten.

Beine, noch ein Arm, zwei Körperhälften, das war es dann auch.

Ein Diener der Hölle hatte die Jahrhunderte überdauert. Es war ihm gelungen, auch als geisterhafte Gestalt zwischen zwei Ebenen zu pendeln, doch die Kraft meines Kreuzes hatte den unseligen Fluch gebrochen.

Es gab keinen Schatzhüter der Templer mehr. Nur noch Fragmente, hart wie Holz. Das merkte ich, als ich gegen ein Bein trat. Da hätte ich auch gegen eine Bahnschwelle treten können.

Will Mallmann löste sich von der Stelle. »Er hat seine Strafe bekommen.« Kaum waren die Worte über seine Lippen gedrungen, als das Licht wieder zusammenbrach und sich die normale Dunkelheit über die Mulde legte. Wir brauchten eine gewisse Zeit, um uns daran zu gewöhnen, aber unsere Aufgabe war noch nicht erledigt.

»Den Hüter haben wir vernichten können«, sagte ich. »Den Schatz müssen wir noch finden.«

»Ich weiß auch wo«, erwiderte der Kommissar, ging an mir vorbei und visierte die Stelle an, wo wir Malapartus zum erstenmal gesehen hatten.

Will bückte sich. Mit beiden Händen schaufelte er deckendes und sperriges Buschwerk zur Seite. Er stellte sich so hin, daß auch ich sehen konnte, was sich dort befand.

Ich nahm meine Lampe auf und leuchtete in den Stollenschacht hinein. Ein Ziel traf ich nicht, das Licht verlor sich in der Finsternis, aber wir wußten beide, daß wir dort hinein mußten.

»Gehen wir!« sagte Will.

Er tat die ersten Schritte. Ich ging hinter ihm her, sah, wie sich der Kommissar duckte, aber nicht weiterging und stoppte. Sein Gesicht sah ich zwar nicht, konnte mir jedoch vorstellen, daß er wie hypnotisiert in die Finsternis des Ganges starrte.

»Da ist etwas!« hörte ich ihn flüstern.

»Und was?«

»Stimmen.«

Ich zwängte mich neben ihn. In der Tat hörten wir jemand sprechen. Worte verstanden wir nicht, aber ich sah einen blassen Schein, der farblich nicht exakt zu trennen war, weil er sich aus einem regelrechten Mischmasch zusammensetzte.

»Die Stimme van Akkerens!« hauchte ich.

»Dann ist er nicht allein.«

»Das glaube ich auch.«

»Wir werden…«

Ich packte zu. Will flog nach hinten, als er meinen harten Griff und den gleichzeitigen Ruck spürte, der ihn von den Beinen riß. Um uns herum vibrierte die Erde. Ein gewaltiges Zittern lief durch den Hang und ließ auch den Stollen nicht aus.

Es war im letzten Moment gewesen. Wir waren glücklicherweise

nicht weitergegangen und kamen rechtzeitig genug heraus.

Der Hügel, der Hang und die auf ihm wachsenden Sträucher und Bäume flogen, wie von Titanenfäusten gepackt, in die Luft, als die Erde regelrecht explodierte.

Wir rannten zurück, warfen uns in Deckung und schauten zu.

Nicht nur der Hang wurde an dieser Stelle abgetragen, auch die Kraft, die sich dafür verantwortlich zeigte, drang mit ungeheurer Wucht aus der Tiefe hervor.

Staunend starrten wir in eine gewaltige Wolke, die wie ein sich bewegendes Bild in die Finsternis hineinstieß, denn in der Wolke schwebte das widerliche Gesicht Baphomeths.

Und sie trug den davon, der ihm diente!

Vincent van Akkeren erlebte eine Reise in die Finsternis. Er wurde getragen und war rechts und links von zwei Kisten umrahmt, in denen sich hur der Templer-Schatz befinden konnte.

Uns gab er damit das Nachsehen!

Wir knieten auf dem Humusboden, schauten starr zu, und ich glaubte sogar, van Akkeren und Baphometh grinsen zu sehen. Dann waren sie über den Baumkronen in der Dunkelheit verschwunden, als hätte es sie nie zuvor gegeben.

Um uns herum lagen der Dreck, die Sträucher und auch halb ausgerissene Bäume in einem wirren Chaos durcheinander. Einige Klumpen hatten uns auch getroffen, aber uns nichts anhaben können.

Will Mallmann stand schließlich auf, ballte die Hände und schrie das heraus, was ihn bedrückte.

Es war ein wirklich nicht druckreifes Wort!

***

Unsere Ausbeute war – sahen wir es richtig – mager genug. Ich brauchte nur daran zu denken, daß dieses geschmolzene Gold als Mordwaffe eingesetzt werden konnte. Wie ich van Akkeren kannte, würde er davor auch nicht zurückschrecken.

Uns war noch jemand geblieben. Dieser Leibwächter, von dem wir nur erfuhren, daß er sich Rocco nannte.

Ihn nahmen wir mit auf den Rückweg. Der zerteilte Körper des Malapartus war mittlerweile zu Staub zerfallen.

Will Mallmann lehnte sich an seinen Wagen. »Okay, John«, sagte er, »dann werde ich mal die Kollegen anrufen.« Er warf Rocco einen scharfen Blick zu. »Sie werden sehr leicht herausfinden, wer diesen Arbeiter so brutal getötet hat.«

Der Killer spie nur aus.

Ich hatte mich auf den Kofferraum gesetzt und starrte ins Leere.

Bisher waren meine Auseinandersetzungen mit van Akkeren unentschieden ausgegangen. Diesmal hatte er gesiegt.

Hoffentlich war das kein schlechtes Omen…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 454 »Der blutrote Zauberteppich«